Meine Novelle,

oder

Wechselfälle des englischen Lebens

von

Pisistratus Caxton.

Von

Sir Edward Bulwer Litton, Baronet.

Aus dem Englischen

von

Otto von Czarnowski.

Vierter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1852.

Hartleben's Verlags-Expedition.



Meine Novelle,

oder

Wechselfälle des englischen Lebens

von

Pisistratus Caxton.

Von

Sir Edward Bulwer Litton, Baronet.

Aus dem Englischen
von
Otto von Czarnowski.

Vierter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1852.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Druck von J. P. Sollinger's Witwe in Wien.

Sechstes Buch.

Zehntes Capitel.

„Kommen Sie; — wechseln Sie Ihren Anzug — dann kehren Sie zurück und speisen Sie mit mir. Sie haben noch Zeit genug dazu, Harley. — Sie werden die angesehensten Männer unserer Partei dort finden; sie sind gewiß Ihres Studiums würdig, da Sie ein Philosoph sein wollen."

So sprach Audley Egerton zu Lord l'Estrange, mit dem er nach Beseitigung seiner Berufsarbeiten einen Spazierritt gemacht hatte. Die beiden Herren waren in Audley's Bibliothekzimmer. Herr Egerton, wie gewöhnlich bis an den Hals zugeknöpft, saß in seinem Lehnstuhle, in der aufrechten Stellung eines Mannes, der ruhmlose Ruhe verschmäht. Harley, wie gewöhnlich auf dem Sopha liegend, — sein langes Haar in natürlichen Locken, — sein Halstuch lose, — seine Kleidung ohne Zwang, aber doch simplex munditiis, — dem Anscheine nach nachläßig, doch nie sich vernachläßigend, — überall und mit Jedem ungezwungen und natürlich — selbst mit Herrn Audley Egerton, der auf die meisten Menschen einen kalten oder Ehrfurcht gebietenden Eindruck machte.

»Nein, mein theurer Audley, entschuldigen Sie mich. Ihre ausgezeichneten Männer haben nur Einen Gedanken, und keinen sehr unterhaltenden — Politik, Politik, Politik! Der Sturm in der Suppenschüssel.»

„Aber was ist Ihr Leben, Harley — die Suppenschüssel ohne den Sturm!”

„Wissen Sie wohl, das ich sehr gut gesagt, Audley. Ich glaubte nicht, daß Sie so scharfsinnig erwiedern könnten. Das Leben — ja das Leben ist nüchtern und schaal. Keine reichen Silberschiffe in der Suppenschüssel. Audley, ich habe die seltsamste Phantasie.»

„Ja, natürlich,” versetzte Audley trocken. „Sie haben ein andere. Was ist die neueste?”

Harley, mit großem Ernst: »Glauben Sie an Mesmerismus?”

Audley: „Nein; gewiß nicht!”

Harley: „Wenn es vermöge des animalischen Magnetismus Jemanden gelingen könnte, mich aus meiner eigenen Haut in die eines Andern zu versetzen. Das ist meine Phantasie! Ich bin meiner selbst so müde — so müde! Ich habe alle meine Gedanken schon so oft gedacht, — weiß jeden davon auswendig. Wenn irgend ein Anspruch machender betrügerischer Gedanke sich aufwirft und sagt: „sieh mich an, ich bin ein neuer Bekannter,” — so weise ich ihn zurück und antworte: „keineswegs, du hast nur ein neues Kleid angezogen; du bist derselbe alte Bösewicht, der mich schon in den letzten zwanzig Jahren gelangweilt hat; laß mich in Ruhe!” — Wenn man aber sich in eine andere Haut versetzen könnte — wenn ich nur eine halbe Stunde Ihr stattlicher Portier sein dürfte, oder einer Ihrer praktischen Staatsmänner, dann würde ich wirklich in einer neuen

Welt reisen.*) Eines jeden Menschen Gehirn muß eine Welt für sich sein, nicht wahr? Wenn ich nun in dem Ihrigen eine Zeit lang verweilen dürfte, Audley, um alle Ihre Gedanken und Gefühle kennen zu lernen? Ich will doch zu dem französischen magnetiseur gehen, und mit ihm darüber sprechen.

Audley, dem es nicht zuzusagen scheint, seine Gedanken und Gefühle, selbst von seinem Freunde, und auch nur in der Phantasie, so genau bekannt werden zu lassen: „Bah! sprechen Sie doch nicht solchen Unsinn!"

Harley: „Wo soll ich einen Mann von Sinn finden? Ich kenne keinen; — bin noch nie einem solchen Geschöpfe begegnet; — ich glaube nicht, daß es je eines gegeben hat. Eine Zeitlang glaubte ich, Sokrates müsse ein solcher Mann gewesen sein; aber es war eine Täuschung. Er pflegte oft von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang in die Luft zu starren, und mit seinem Genius zu sprechen. Thut das ein vernünftiger Mann? — Armer Audley, wie verwirrt sehen Sie aus! Nun; ich will mich bemühen, verständig zu sprechen, um Ihnen gefällig zu sein. Zuvörderst . . ." (hier erhob sich Harley auf seinem Ellbogen) „zuvörderst, ist es wahr, wie ich gehört habe, daß Sie der Schwester jenes schändlichen italienischen Verräthers den Hof machen?"

*) Wenn zu der Zeit, als Lord l'Estrange sich in dieser Art mit Herrn Egerton unterhielt, Alfred de Musset seine Lustspiele geschrieben hätte, so könnten wir argwohnen, Harley habe aus einem derselben den eigenthümlichen Gedanken entnommen, den er hier gegen Audley ausspricht. Indem der Verfasser ihn hier wiederholt, kann er wenigstens nicht umhin, sich einem Schriftsteller verpflichtet zu erklären, dessen Humor reich genug ist, um die Anleihe zu rechtfertigen.

„Der Madame di Negra? — Nein, ich mache ihr nicht den Hof," antwortete Audley mit kaltem Lächeln; „aber sie ist sehr schön, und sehr klug; sie ist mir nützlich — ich brauche nicht zu sagen wie oder wodurch, das bezieht sich auf meinen Beruf als Staatsmann; aber ich glaube, — wenn Sie meinen Rath annehmen oder Ihren Freund dazu veranlassen wollen, — so könnte ich durch meine Bekanntschaft mit ihr von ihrem Bruder einige günstige Bedingungen für ihren Verbannten erhalten. Sie ist sehr begierig, zu erfahren, wo er sich jetzt befindet."

„Sie haben es ihr doch nicht gesagt?"

„Nein; ich versprach Ihnen, dieses Geheimniß zu bewahren."

„Thun Sie es jedenfalls; denn Sie kann diese Nachricht nur zu erhalten wünschen, damit irgend ein Unheil gestiftet, irgend eine Falle gelegt werde. — Bedingungen? Bah! dies ist keine Frage der Bedingungen oder der Nachgiebigkeiten, sondern des Rechtes und der Gerechtigkeit."

„Ich denke, Sie sollten es Ihrem Freunde überlassen, dies zu beurtheilen."

„Gut; ich will ihm schreiben. Hüten Sie sich aber jedenfalls vor dieser Frau. Ich habe viel von ihr im Auslande gehört, und sie steht, wie ihr Bruder, in dem Rufe der Unzuverlässigkeit und . . . ."

„Der Schönheit!" unterbrach ihn Audley, indem er mit praktischer Gewandtheit dem Gespräche eine andere Wendung gab. „Man sagt, der Graf sei einer der schönsten Männer in Europa, noch schöner wie seine Schwester, obgleich er wohl doppelt so alt ist. Still — still! Harley! Seien Sie meinethalben unbesorgt. — Ich bin gestählt gegen alle weibliche Reize; mein Herz ist erstorben."

„Nein, nein — Sie dürfen nicht so sprechen — überlassen Sie das mir. Aber selbst ich will es nicht sagen. Das Herz erstirbt nie. — Was haben Sie denn verloren — eine Frau, ja, eine treffliche Frau, von edlem Herzen. Aber haben Sie Liebe zu ihr gefühlt? — Beneidenswerther Mann, haben Sie je geliebt?"

„Vielleicht nicht, Harley," erwiederte Audley mit düsterm Blicke, und in traurigem Tone; „sehr wenige Männer haben je geliebt, wenigstens so wie Sie es meinen. Es gibt aber noch andere Leidenschaften, wie die Liebe, welche das Herz ertödten und uns zu Maschinen machen."

Während Egerton sprach, wendete sich Harley von ihm ab, und athmete tief auf. Es trat ein kurzes Schweigen ein; Audley unterbrach es zuerst.

„Da wir von meiner verstorbenen Frau sprechen, so thut es mir leid, daß Sie nicht billigen, was ich für ihren jungen Verwandten, Randal Leslie, gethan habe."

Harley, der mit Mühe seine Fassung wieder gewonnen hatte: „Erzeigen Sie ihm eine Wohlthat damit, daß sie ihn männliche Unabhängigkeit gegen den Schutz eines Gönners und Vorgesetzten vertauschen lassen?"

Audley: „Ich habe ihn nicht dazu aufgefordert; — ich ließ ihm die Wahl, und in seinem Alter würde ich eben so gewählt haben, wie er."

Harley: „Ich glaube es kaum; ich denke besser von Ihnen. Aber beantworten Sie mir eine Frage aufrichtig, und dann will ich eine andere stellen. Beabsichtigen Sie diesen jungen Mann zu Ihrem Erben zu machen?"

Audley, mit einiger Verlegenheit: „Zu meinem Erben? Bah! Ich bin noch jung. Ich kann so lange leben, wie er. Es ist noch Zeit genug, daran zu denken."

Harley: „Dann zu meiner zweiten Frage. Haben Sie diesem jungen Manne bestimmt erklärt, daß er auf Ihren Einfluß rechnen kann, aber nicht auf Ihren Reichthum?"

Audley, in festem Tone: „Ich denke wohl; aber ich werde es ihm noch bestimmter wiederholen."

Harley: „Dann bin ich zufrieden mit Ihrem Benehmen, aber nicht mit dem seinigen. Er hat einen zu scharfen Geist, um nicht zu wissen, was es heißt, die Unabhängigkeit aufzugeben. Und glauben Sie mir, er hat seine Berechnungen gemacht, und würde Sie in jede Wagschale werfen, die zu seinen Gunsten entscheiden könnte. Sie beurtheilen die Menschen nach Ihren Erfahrungen, ich nach meinen Instincten. Die Natur warnt uns eben so, wie die untergeordneten Thiere; wir Zweibeinigten haben aber zu viel Dünkel, um sie zu beachten. Meine Instincte als Soldat und Gentleman warnen mich vor diesem alten jungen Manne. Er hat den Geist eines Jesuiten. Ich sehe es in seinem Auge; — ich höre es in seinem Schritte; — il volto sciolto hat er nicht, dagegen aber i pensieri stretti. — Still! Ich höre ihn schon in der Halle; ich würde seinen Schritt unter Tausenden erkennen. Jetzt berührt er den Handgriff der Thüre mit der ihm eigenthümlichen Art." — Randal Leslie trat ein. Harley — welcher trotz seiner Abneigung gegen Randal, und seiner Nichtbeachtung mancher Formen, doch zu wohlerzogen war, um nicht höflich zu sein gegen einen jüngern oder im Range unter ihm stehenden Mann — verbeugte sich, aber seine großen, durchdringenden Augen behielten einen strengen Ausdruck, als sie dem tiefen und verborgenen Feuer in Randal's Blicke begegneten. Harley setzte sich nicht wieder, sondern ging nach dem Kaminpfeiler, und lehnte sich an denselben.

Randal: „Ich habe Ihre Aufträge erfüllt, Herr Egerton. Ich ging zuerst nach Maida Hill zu Herrn Burley. Ich gab ihm den Wechsel, aber er sagte, es sei zu viel, und er werde die Hälfte dem Banquier zurückgeben. Er will den Artikel nach Ihren Andeutungen schreiben. — Darauf . . . . .“

Audley: „Genug, Randal; wir wollen Lord l'Estrange mit diesen kleinen Details eines Lebens, das ihm mißfällt — des politischen — nicht ermüden.“

Harley: „Aber diese Details mißfallen mir nicht; sie versöhnen mich mit meinem eigenen Leben. Ich bitte, fahren Sie fort, Herr Leslie.“

Randal hatte zu viel Tact, um des warnenden Blickes des Herrn Egerton zu bedürfen. Er fuhr nicht fort, sondern sagte mit sanftem Tone: „Glauben Sie, Lord l'Estrange, daß die Beobachtung der Lebensart Anderer, Jemand mit der seinigen versöhnen könnte, wenn er schon vorher glaubte, sie bedürfe einer solchen Versöhnung?“

Harley lächelte beifällig, denn die Frage war ironisch, und er verabscheute nichts mehr, wie Schmeichelei.

„Erinnern Sie sich Ihres Lucretius, Herr Leslie, des „suave mare etc. — angenehm ist es, vom Felsen die Seeleute auf dem Ocean umhergeworfen zu sehen.“ Ich denke, ein solcher Anblick versöhnt doch mit dem Felsen, wenn man auch vorher von dem Schaume der Wogen durchnäßt, und von dem Geschrei der Seevögel beunruhigt wurde. — Aber ich verlasse Sie jetzt, Audley. Es wundert mich, daß ich nicht mehr von dem Krieger, meinem Cameraden, gehört habe. Erinnern Sie sich an Ihr Versprechen, wenn ich es in Anspruch nehme. Leben Sie wohl, Herr Leslie! Ich hoffe, der Artikel des Herrn Burley — wird den Wechsel werth sein.“

Lord l'Estrange bestieg sein Pferd, das noch vor der Thüre stand, und ritt durch den Park. Er war aber jetzt nicht mehr unbekannt, denn Verbeugungen und Kopfnicken begrüßten ihn von allen Seiten.

„Ach, man hat mich also ausfindig gemacht," murmelte er vor sich hin; „selbst die schreckliche Herzogin von Knaresborough! ich muß meinem Vaterlande wieder entfliehen." — Er gab seinem Pferde die Spornen, und war bald aus dem Parke. Als er vor seines Vaters entlegenem Hause abstieg, hätte man ihn wohl kaum für denselben launigten, phantastischen, aber tiefen und feinen Humoristen gehalten, der sich damit belustigte, den materiellen Audley in Verlegenheit zu setzen; denn sein ausdrucksvolles Gesicht war unaussprechlich ernst. Sobald er aber vor seinen Aeltern erschien, heiterte er sich wieder auf, und verbreitete Sonnenschein in dem ganzen Zimmer.

Eilftes Capitel.

„Herr Leslie," sagte Herr Egerton, als Harley das Bibliothekzimmer verlassen hatte, „Sie handelten nicht mit Ihrer gewöhnlichen Vorsicht, als Sie in der Gegenwart eines Dritten von Angelegenheiten sprachen, die mit der Politik in Berührung stehen."

„Ich fühle das selbst, Sir; meine Entschuldigung ist, daß ich glaubte, Lord l'Estrange sei Ihr vertrautester Freund."

„Ein Staatsmann, Herr Leslie, würde seinem Vaterlande schlecht dienen, wenn er nicht besonders verschwiegen gegen seine Freunde wäre, im Falle sie seiner Partei nicht angehören."

„Entschuldigen Sie meine Unwissenheit. — Es ist so allgemein bekannt, daß Lord Lansmere einer Ihrer eifrigsten Anhänger ist; ich glaubte daher, sein Sohn müsse seine Gesinnungen theilen, und in Ihrem Vertrauen sein."

Egerton zog seine Augenbrauen fest zusammen, und seine entschiedenen Züge erhielten dadurch einen noch strengern Ausdruck. Er antwortete jedoch in mildem Tone: „Beim Eintritte in das politische Leben, Herr Leslie, sollte ein junger Mann von Ihren Talenten vor nichts mehr auf seiner Hut sein, wie für sich denken zu wollen; — er wird fast immer das Falsche denken. Ich glaube auch, dies ist ein Grund, weshalb junge Männer von Talent oft den Erwartungen ihrer Freunde nicht entsprechen, und — so spät eine Anstellung erhalten."

Randal's Züge überflog ein bitterer Ausdruck, der aber schnell verschwand, und er verbeugte sich schweigend.

Egerton fuhr in erörterndem, entschuldigendem, selbst freundlichem Tone fort:

„Betrachten Sie den Lord l'Estrange selbst. Welcher junge Mann konnte mit glänzendern Aussichten in das Leben treten? Rang, Reichthum, Lebendigkeit und Heiterkeit des Geistes (ein großer Vortheil, Herr Leslie), Muth, Selbstbeherrschung, vielleicht eben so gründliche Kenntniß, wie die Ihrigen, — und jetzt sehen Sie, wie er sein Leben vergeudet hat. Weshalb? Er hielt es immer für geziemend, selbst zu denken. Er konnte nie sich an Abhängigkeit gewöhnen, und wird es auch nie. Der Staatswagen verlangt, Herr Leslie, daß alle Pferde zusammen ziehen."

„Mit Erlaubniß, Sir," antwortete Randal, »ich sollte denken, daß es andere Gründe gibt, weshalb Lord l'Estrange — welches auch seine Talente sein mögen,

und Sie müssen sie allerdings am besten beurtheilen können — nie etwas im Staatsleben wirken wird."

»Nun, und welche?" fragte Egerton gespannt.

„Zuvörderst," erwiedete Randal listig, „hat das Familienleben zu viel für ihn gethan. Was konnte das Staatsleben einem Manne gewähren, der nichts bedarf? Weshalb sollte er — auf der obersten Stufe geboren — freiwillig nach der untersten hinabsteigen, um dann wieder hinaufzuklimmen? Zweitens scheint Lord l'Estrange mir ein Mann zu sein, in dessen Wesen das Gefühl einen für das praktische Wirken zu großen Antheil hat."

„Sie haben einen scharfen Blick," sagte Audley mit einiger Bewunderung; „sehr scharf für einen so jungen Mann. — Armer Harley!"

Die letzten Worte murmelte Herr Egerton für sich hin; dann fuhr er fort:

»Ich habe etwas auf dem Herzen, mein junger Freund. — Lassen Sie uns aufrichtig gegen einander sein. Ich erörterte Ihnen hinlänglich die Vortheile und Nachtheile der Wahl, die ich Ihnen anheimstellte. Eine Laufbahn für Sie war, Ihren akademischen Grad zu nehmen, mit so viel Ehren, wie Sie ohne Zweifel gewonnen haben würden, eine Collegiatenstelle zu erhalten, und sich dem Gerichtswesen mit diesen Zeugnissen zu Gunsten Ihrer Talente zu widmen. Eine andere Laufbahn für Sie war, gleich in das Staatsleben einzutreten, meine Erfahrungen und meinen Einfluß zu benutzen, und den Wechselfällen eines Emporsteigens oder Fallens mit einer Partei sich zu unterwerfen. Sie wählten das Letztere; aber hierbei war eine Rücksicht, welche für Sie von Gewicht sein mochte, und als Sie mir die Gründe für Ihre Wahl angaben, haben Sie Schweigen darüber beobachtet."

„Ueber welche Rücksicht, Sir?"

„Sie rechneten vielleicht auf mein Vermögen, wenn die Wechselfälle der Partei sich ungünstig für Sie gestellt hätten. Gestehen Sie mir es aufrichtig und ohne Scham, wenn es der Fall war. Es würde natürlich sein für einen jungen Mann, der von dem ältern Zweige des Hauses stammt, dessen Erbin meine Gattin war."

„Sie verletzen mich, Herr Egerton," sagte Randal sich abwendend.

Der kalte Blick des Herrn Egerton folgte Randal's Bewegungen. Das Gesicht war seinem Blicke entzogen, und dieser verweilte auf der Gestalt, welche oft die innern Gefühle eben so gut verräth. Randal täuschte aber die Beobachtungsgabe des Herrn Egerton. Die Aufregung des jungen Mannes konnte edler Stolz und verletztes Gefühl sein, oder auch etwas Anderes. Egerton fuhr langsam fort:

»Ich sage Ihnen hiermit ein für allemal bestimmt und ausdrücklich: — rechnen Sie nie darauf, sondern nur auf alles Andere, was ich für Sie thun kann, und verzeihen Sie mir, wenn ich kalt tadle, oder mit harten Worten Rath ertheile; schreiben Sie dies meiner Theilnahme für Ihre Laufbahn zu. Ueberdem wünsche ich, bevor der Beschluß unwiderruflich wird, daß Sie Alles praktisch kennen lernen, was unangenehm oder selbst demüthigend in den ersten untergeordneten Schritten eines Mannes ist, der ohne Reichthum oder Familienverbindungen sich im Staatsleben emporschwingen möchte. Ich werde Ihre Wahl erst nach dem Ende eines Jahres für entschieden halten, — Ihr Name soll bis dahin in den Collegienlisten bleiben. Für den Fall, daß Sie nach reiflicher Erfahrung es vorziehen sollten, nach

Oxford zurückzukehren, um den langsamern, aber zuverlässigern Pfad zur Unabhängigkeit und Auszeichnung zu verfolgen, steht dies Ihnen dann frei. Jetzt geben Sie mir Ihre Hand, Herr Leslie, zum Zeichen, daß Sie meine Offenheit verzeihen. — Es ist Zeit, meinen Anzug zu wechseln.»

Randal gab mit noch immer abgewendetem Gesichte seine Hand. Herr Egerton hielt sie einen Augenblick in der seinigen, dann verließ er das Zimmer. Randal wendete sich um, als die Thüre wieder zugemacht war, und in seinem dunklen Gesichte sprach sich eine Kraft verhängnißvoller Leidenschaft aus, die alle Warnungen Harley's rechtfertigte. Seine Lippen bewegten sich, aber nicht hörbar; dann folgte er, wie von einem plötzlichen Gedanken betroffen, Egerton in die Halle.

„Sir,“ sagte er, „ich vergaß, Ihnen mitzutheilen, daß, als ich von Maida Hill zurückkehrte, und unter einem Durchgange Schutz gegen den Regen suchte, ich dort unerwartet mit Ihrem Neffen Frank Hazeldean zusammentraf.“

„Ah!“ erwiederte Egerton gleichgiltig, „ein schöner junger Mann in der Garde. Es ist schade, daß mein Bruder so veraltete politische Begriffe hat; er sollte seinen Sohn unter meiner Leitung in das Parlament schicken; ich könnte ihn vorwärts bringen. Nun, und was sagte Frank?“

„Er lud mich ein, ihn zu besuchen. Ich erinnere mich, daß Sie mich früher vor zu vertrauter Bekanntschaft mit denen warnten, die sich ihren Weg nicht selbst zu bahnen haben . . .“

„Weil sie träge sind, und die Trägheit ansteckend ist.

Allerdings; — es ist besser, mit einem jungen Gardeofficier nicht zu vertraut zu sein.»

»Sie möchten also, Sir, daß ich ihn nicht besuche? Wir waren in Eton befreundet; und wenn ich seine Einladungen ganz zurückwiese, könnte er dann nicht glauben, daß Sie ....?»

„Ich?" unterbrach ihn Egerton. »Ja freilich; mein Bruder könnte glauben, ich bin noch aufgebracht gegen ihn — eine thörichte Unterstellung! — Besuchen Sie ihn, und laden Sie den jungen Mann ein. Aber ich rathe Ihnen dennoch zu keiner Vertraulichkeit."

Egerton ging in sein Ankleidezimmer. „Sir," sagte sein Bedienter, der ihn erwartete, „Herr Levy ist hier, er sagt, er sei bestellt worden; — und Herr Grieders ist ebenfalls vom Lande angekommen."

„Laß Herrn Grieders zuerst eintreten," erwiederte Herr Egerton, sich setzend. „Du brauchst nicht zu warten; ich will mich selbst ankleiden. Sage Herrn Levy, ich würde in fünf Minuten mit ihm sprechen."

Herr Grieders war Rentmeister von Audley Egerton.

Herr Levy war ein schöner Mann, der eine Camellie in seinem Knopfloche trug, ein treffliches Pferd von zweihundert Pfund Sterling Werth vor seinem Cabriolet hatte; übrigens war er den jungen Männern wohlbekannt, wurde aber von ihren Vätern als ein sehr gefährlicher Umgang für sie betrachtet.

Zwölftes Capitel.

Als die Gesellschaft sich in den Zimmern versammelte, stellte Herr Egerton seinen ausgezeichneten Freunden

Randal Leslie auf eine Art vor, die im größten Gegensatze stand zu den kalten Ermahnungen, die er noch vor Kurzem an ihn gerichtet hatte. Die Vorstellung fand mit jener Leutseligkeit und jener freundlichen Achtung Statt, wodurch jene, die eine angesehene Stellung behaupten, die, welche sie noch zu erringen haben, in das Leben einzuführen pflegen.

„Mein theurer Lord, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen einen Verwandten meiner verstorbenen Frau vorstelle....“ (leiser und flisternd) — „den Erben des ältern Zweiges ihrer Familie. — Stanmose, dies ist Herr Leslie, von dem ich mit Ihnen sprach; Sie haben sich selbst in Oxford so ausgezeichnet, und werden ihn daher nicht weniger achten wegen der Preise, die er dort gewonnen hat. — Herzog, lassen Sie mich Ihnen Herrn Leslie vorstellen. Die Herzogin ist unwillig über mich, weil ich ihre Bälle nicht mehr besuche; aber ich hoffe, meinen Frieden mit ihr abzuschließen, indem ich mich mit einem jüngern und lebhaftern Stellvertreter versehen habe. — Ah! Herr Howard, hier ist ein junger Herr, der frisch von Oxford kommt, und uns über alle die neuen Gesellschaften Vieles mittheilen kann. Er hat seine Zeit nicht mit dem Billardspiele und mit Pferden vergeudet.“

Leslie wurde mit jener angenehmen Höflichkeit empfangen, welche das to kalon einer Aristokratie ist.

Nach dem Essen wendete sich die Unterhaltung der Politik zu. Randal hörte aufmerksam und schweigend zu, bis Egerton ihn freundlich hervorzog, gerade genug, und nicht mehr als nöthig war, um seinen Geist zu zeigen, ohne daß ihm der Vorwurf gemacht werden konnte, als wolle er sich etwas anmaßen. Egerton wußte, wie man junge

Männer geltend machen kann — eine schwere Kunst. Es war dies mit ein Grund, weshalb er so besonders beliebt bei den emporstrebendern Mitgliedern seiner Partei war.

Die Gesellschaft brach frühzeitig auf.

„Wir haben noch Zeit zum Almacksballe," sagte Egerton, nach der Uhr sehend, „und ich werde Sie einführen lassen. Kommen Sie!"

Randal folgte seinem Gönner in den Wagen. Unterwegs sprach Egerton zu ihm, wie folgt:

»Ich werde Sie den Hauptpersonen der Gesellschaft vorstellen. Beurtheilen und studiren Sie dieselben; ich rathe Ihnen, nicht mehr zu versuchen, das heißt, daß Sie sich nicht bemühen, Mode zu werden. Es ist ein sehr kostspieliger Ehrgeiz; einigen Männern ist er nützlich, aber die meisten richtet er zu Grunde. Im Ganzen haben Sie bessere Karten in den Händen. Tanzen Sie, oder nicht, wie es Ihnen beliebt, aber machen Sie keiner Dame den Hof; denn man wird sich dann nach Ihrem Vermögen erkundigen, was Ihnen wenig Nutzen bringen kann, und Sie könnten auch zu einer unüberlegten Heirat veranlaßt werden. Hier sind wir!"

Nach zwei Minuten befanden sie sich in dem großen Ballsaale, und Randal's Augen wurden geblendet von den Lichtern, den Diamanten, und dem Glanze der Schönheit. Audley stellte ihn in schneller Reihenfolge einigen Dutzend Damen vor, und verschwand dann in der Menge. Randal war unbefangen; er litt nicht an Schüchternheit, oder wenn er diese schädliche Schwäche hatte, wußte er sie wenigstens zu verbergen. Er beantwortete die ihm gestellten Fragen auf eine geistreiche Art, die das Gespräch im Gange erhielt, und hinterließ einen günstigen Eindruck seiner

angenehmen Eigenschaften. Die Dame, mit der er sich besten unterhielt, war eine, die keine Töchter zu verheiraten hatte, eine schöne und witzige Frau von Welt — Lady Frederick Coniers.

„Also dies ist der erste Almacksball, den Sie besuchen, Herr Leslie?"

„Ja; mein erster."

„Und Sie haben noch keine Tänzerin? Soll ich Ihnen eine anempfehlen? Was meinen Sie zu dem hübschen Mädchen dort im rothen Kleide?"

„Ich sehe sie — aber ich kann nicht an sie denken."

„Sie sind vielleicht, wie ein Diplomat an einem neuen Hofe, und Ihr erster Zweck ist, zu wissen, wer Jeder ist?"

„Ich gestehe, daß, wenn ich das Studium der Geschichte meiner Zeit beginne, ich gern die Porträts kennen möchte, die das Buch zieren."

„So geben Sie mir denn Ihren Arm, und wir wollen in das nächste Zimmer gehen. Wir werden die verschiedenen notabilités einzeln eintreten sehen, und wir können beobachten, ohne beachtet zu werden. Dies ist das geringste, was ich für einen Freund des Herrn Egerton thun kann."

„Also Herr Egerton," sagte Randal, als sie außerhalb des für die Tänzer bezeichneten Raumes umhergingen, Herr Egerton hat das Glück gehabt, Ihre Achtung zu gewinnen, selbst für seine weniger bekannten Freunde?"

„Ich glaube, Niemand, den Herr Egerton seinen Freund nennt, braucht lange unbekannt zu bleiben, wenn er Ehrgeiz hat; denn es ist der Grundsatz des Herrn Egerton, nie einen Freund oder einen Dienst zu vergessen.

„Wirklich?" versetzte Randal erstaunt.

„Deshalb," fuhr Lady Frederick fort, „drängen sich Freunde um ihn auf seinem Lebensgange. Er wird noch höher emporsteigen. Die Dankbarkeit, Herr Leslie, ist eine sehr gute Politik."

„Hm!" murmelte Herr Leslie.

Sie waren jetzt in das Zimmer gelangt, wo Thee, Brot und Butter die einfachen Erfrischungen der habitués jener damals abgeschlossensten Gesellschaft in London waren. Sie zogen sich in eine Fensterecke zurück. Lady Frederick entledigte sich ihres Amtes als Cicerone mit liebenswürdiger Gewandtheit, und begleitete jede Bemerkung über die verschiedenen Personen, die bei ihnen vorüber wandelten, mit Witzen und Anekdoten, die bisweilen gutmüthig waren, aber im allgemeinen satyrisch, und immer bezeichnend und unterhaltend.

Jetzt trat auch Frank Hazeldean mit einer jungen Dame von hochmüthigem Wesen, aber mit zarten Zügen, an den Theetisch.

„Der jüngste Gardeofficier," sagte Lady Frederick; „sehr schön, und noch ziemlich unverdorben. — Er ist aber in eine gefährliche Gesellschaft gerathen."

Randal: „Die junge Dame, die er am Arme hat, ist schön genug, um gefährlich sein zu können."

Lady Frederick, lachend: „Diese ist nicht gefährlich für ihn — wenigstens bis jetzt nicht. Lady Mary (die Tochter des Herzogs von Knaresborough) ist erst in ihrem zweiten Jahre. Im ersten Jahre nichts unter einem Earl; im zweiten nichts unter einem Baron. Es wird wenigstens vier Jahre währen, bis sie sich zu niedrigerem Stande herabläßt. Die Gefahr für Herrn Hazeldean ist anderer Art. Er hat viel Umgang mit Männern, die nicht ganz

mauvais ton sind, aber gewiß nicht vom besten Leumund. Doch er ist sehr jung; er kann sich noch herausziehen — wenn er sein halbes Vermögen zurückläßt. Wie? Er nickt Ihnen zu? Kennen Sie ihn?»

„Sehr gut; er ist ein Neffe des Herrn Egerton.»

„Wirklich? Das wußte ich nicht. Hazeldean ist ein neuer Name in London. Ich hörte, sein Vater sei ein einfacher Gutsbesitzer von hübschem Vermögen, aber nicht, daß er mit Herrn Egerton verwandt sei.»

„Er ist sein Halbbruder.»

„Wird Herr Egerton die Schulden des jungen Mannes bezahlen? — Er hat selbst keine Söhne.»

Randal: „Das Vermögen des Herrn Egerton kommt von seiner Gattin, — von meiner Familie, — einer Leslie, — keiner Hazeldean.»

Lady Frederick blickte mit mehr Aufmerksamkeit in Randal's Züge, wie bisher, und begann von den Leslie's zu sprechen; aber Randal äußerte sich sehr kurz darüber.

Eine Stunde später befand sich Randal, der nicht getanzt hatte, noch in dem Erfrischungszimmer, aber ohne Lady Frederick, und er unterhielt sich mit einigen alten Etonianern, von denen er erkannt worden war, als eine Dame eintrat, deren Erscheinen viel Aufsehen machte, so daß ein Gemurmel durch das Zimmer ging.

Sie mochte drei- bis vierundzwanzig Jahre alt sein. Ihr schwarz sammtenes Kleid bildete einen Gegensatz mit der Alabasterweiße ihres Halses und der klaren, bleichen Gesichtsfarbe, während es die Diamanten, mit denen sie reichlich geschmückt war, hervorhob. Ihre Haare waren von dem dunkelsten Schwarz, und sie trug sie einfach in Flechten.

Ihre Augen waren auch dunkel und feurig, ihre Züge regelmäßig, aber ihr Ausdruck, wenn im Zustande der Ruhe, nicht einnehmend für solche, die Bescheidenheit und Sanftmuth an weiblichen Wesen lieben. Wenn sie aber sprach und lächelte, war so viel Geist und Leben in den Zügen, so viel Zauber in dem Lächeln, daß Alles, was vorher der Wirkung ihrer Schönheit Eintrag gethan haben mochte, plötzlich verschwand.

„Wer ist die schöne Dame?“ fragte Randal.

„Eine Italienerin — eine Marchesa,“ erwiederte einer der Etonianer.

„Di Negra,“ fügte ein anderer hinzu, der im Auslande gewesen war; „sie ist Witwe. Ihr Gatte war von der großen genuesischen Familie Negra, von einem jüngern Zweige derselben.“

Mehrere Männer versammelten sich jetzt um die schöne Italienerin. Einige Damen vom höchsten Range sprachen mit ihr, aber mit kälterer Höflichkeit, wie Damen von hohem Range gewöhnlich mit Fremden von solcher Bedeutung, wie Madame di Negra. Damen von weniger hohem Range schienen sie zu scheuen, — vielleicht aus Eifersucht. Als Randal die Marchesa mit mehr Bewunderung betrachtete, wie vielleicht bisher ein weibliches Wesen in ihm erregt hatte, hörte er eine Stimme in seiner Nähe sagen:

„O! Madame di Negra ist entschlossen, sich unter uns niederzulassen, und einen Engländer zu heiraten.“

„Wenn sie einen finden kann, der Muth genug dazu hat,“ erwiederte eine weibliche Stimme.

„Nun, sie bemüht sich sehr um Egerton, und er hat Muth genug zu Allem.“

Die weibliche Stimme versetzte lachend: „Herr Eger-

ton kennt die Welt zu gut, und hat zu vielen Versuchungen widerstanden, um ....."

„Still! — da ist er!"

Egerton kam in das Zimmer, wie gewöhnlich mit festem Schritte und aufrechter Haltung. Randal bemerkte, daß ein schneller Blick zwischen ihm und der Marchesa gewechselt wurde; aber der Minister ging mit einer Verbeugung an ihr vorüber.

Randal beobachtete sie, und zehn Minuten darauf saßen Egerton und die Marchesa in derselben zurückgezogenen Ecke am Fenster zusammen, wo Randal und Lady Frederick sich vor etwa einer Stunde unterhalten hatten.

„Ist dies der Grund, weshalb Herr Egerton mich so beleidigend warnt, auf sein Vermögen zu rechnen?" murmelte Randal. „Beabsichtigt er, sich wieder zu verheiraten?"

Es war ein ungerechter Verdacht; denn in diesem Augenblicke sprachen die festen Lippen von Audley Egerton folgende Worte:

„Nein, theure Madame, schreiben Sie nicht meiner aufrichtigen Bewunderung mehr Galanterie zu, wie sie verdient. Ihre Unterhaltung bezaubert mich; Ihre Schönheit entzückt mich; Ihre Gesellschaft ist mir immer ein Festtag, auf den ich mich nach den Mühseligkeiten meines Lebens freue. Aber ich habe mit der Liebe abgeschlossen, und ich werde mich nie wieder verheiraten."

„Sie reizen mich fast zu dem Versuche, Sie zu fesseln, um Sie dann zurückzuweisen," erwiederte die Italienerin mit funkelnden Augen.

„Ich biete selbst Ihnen Trotz," antwortete Audley mit seinem kalten Lächeln. „Aber um zu der Angelegenheit

zurückzukehren: Sie haben wenigstens mehr Einfluß auf diesen schlauen Gesandten, und ich rechne darauf, daß ich das Geheimniß, von dem wir sprechen, durch Ihre Vermittlung erfahren werde. Ach! Madame, lassen Sie uns Freunde bleiben. Sie sehen, ich habe die ungerechten Vorurtheile gegen Sie besiegt. Sie werden überall so empfangen und aufgenommen, wie es Ihrer Geburt und Ihren Reizen gebührt. Rechnen Sie immer auf mich, wie ich auf Sie. — Aber ich werde zu viel Neid erregen, wenn ich länger hier verweile, und ich bin eitel genug, zu glauben, daß ich Ihrem Rufe schaden könnte, wenn ich dem Geschwätze der Uebelwollenden Stoff gebe. Als der anerkannte Freund kann ich Ihnen dienen — als der vermeintliche Bewerber nicht." Audley erhob sich, indem er dies sprach, und fügte neben ihrem Stuhle stehend nachläßig hinzu: „A propos! die Summe, welche Sie mir die Ehre erzeigen, von mir zu borgen, wird Ihren Bankiers morgen ausgezahlt werden."

„Ich sage Ihnen tausendmal Dank! — Mein Bruder wird sich beeilen, das Geld zurückzuzahlen."

Audley verbeugte sich. „Ich hoffe, Ihr Bruder wird es mir persönlich und nicht vorher zurückzahlen. Wann erwarten Sie ihn?"

„O! er hat seinen Besuch nach London wieder verschoben; man bedarf seiner so sehr in Wien. Doch, da wir von ihm sprechen, erlauben Sie mir zu fragen, ob Ihr Freund, Lord l'Estrange, noch immer meinem armen Bruder so abgeneigt ist?"

„Er ist es noch immer."

„Es ist schändlich!" sagte die Italienerin leidenschaftlich. „Was hat mein Bruder ihm gethan, daß er gegen den Grafen an seinem eigenen Hofe Umtriebe macht?"

„Umtriebe? Ich glaube, Sie thun Lord l'Estrange Unrecht; er machte nur Vorstellungen, die er für nöthig hielt zum Schutze eines zu Grunde gerichteten Verbannten."

„Und Sie wollen mir nicht sagen, wo dieser Verbannte sich aufhält, oder ob seine Tochter noch lebt?"

„Meine theure Marchesa, ich habe Sie Freundin genannt, deshalb will ich l'Estrange nicht behilflich sein, Ihnen oder den Ihrigen zu schaden. Aber ich nenne l'Estrange auch meinen Freund, und ich kann das Vertrauen nicht verletzen, welches . . . ." Audley hielt inne, und biß sich auf die Lippen. „Sie verstehen mich!" fügte er, mit freundlicherem Lächeln wie gewöhnlich hinzu, und dann entfernte er sich.

Die Italienerin sah ihm mit düsterm Blicke nach, dann, als sie sich erhob, begegneten ihre Augen denen Randal's, Sie betrachteten einander aufmerksam, und beide fühlten einen gewissen Zauber, eine Sympathie — nicht der Neigung, sondern des Geistes.

„Dieser junge Mann hat das Auge eines Italieners," murmelte die Marchesa vor sich hin, und als sie bei ihm vorüber in den Ballsaal ging, wendete sie sich um, und lächelte.

Dreizehntes Capitel.

Leonhard und Helene mietheten sich zwei kleine Stuben in einer engen Gasse. Die Nachbarschaft war langweilig genug; die Einrichtung bescheiden, aber ihre Wirthin freundlich. Aus diesem Grunde hatte Helene vielleicht die Wohnung gewählt. Es findet sich nicht immer ein Lächeln auf dem Gesichte einer Wirthin, wenn der Miether arm ist. Aus ihren Fenstern sahen sie auch auf einen grü-

nen Baum, eine Ulme, die schlank und hoch auf dem Hofe eines Zimmermannes emporgewachsen war. Dieser Baum verlieh dem Orte noch ein zweites Lächeln. Sie sahen die Vögel dort Schutz suchen, und wenn der Wind sich erhob, hörten sie selbst das angenehme Gesäusel seiner Zweige.

Leonhard ging an demselben Abende nach Capitän Digby's früherer Wohnung; aber er konnte dort nichts von Freunden oder Beschützern für Helene erfahren. Die Leute waren grob und mürrisch, und sagten, der Capitän schulde ihnen noch ein Pfund Sterling und siebzehn Schilling. Die Forderung ward jedoch von Helenen durchaus in Abrede gestellt. Am nächsten Morgen begab sich Leonhard auf den Weg, um den Doctor Morgan aufzusuchen. Er hielt es für das Beste, nach der Adresse des Doctors bei dem nächsten Apotheker zu fragen, und dieser sah höflich in den Court Guide, und gab ihm ein Haus in der Bulstrode Straße, Manchester Square, an. Nach dieser Straße gelang es Leonhard seinen Weg zu finden, indem er sich sehr wunderte, daß London nicht schöner sei, so, daß Screwstown von den beiden Städten ihm fast mehr zu gefallen schien.

Ein schäbiger Diener öffnete die Thüre, und Leonhard bemerkte, daß der enge Gang mit Schachteln, Schränken und mehrern Hausgeräthen angefüllt war. Er wurde in ein kleines Zimmer geführt, mit einem sehr großen runden Tische, auf welchem mehrere Werke über Homöopathie lagen, auch Parys cymbrischer Plutarch, Davis celtische Untersuchungen, und eine Sonntagszeitung. Ein Porträt des berühmten Hahnemann nahm die Ehrenstelle über dem Kamingesimse ein. Nach einigen Minuten ward die Thüre zu einem innern Zimmer geöffnet, und Doctor

Morgan erschien, und sagte höflich: „Treten Sie ein, Sir!"

Der Doctor setzte sich an ein Schreibepult, warf einen flüchtigen Blick auf Leonhard, und dann auf eine große Uhr, die auf einem Tische lag. „Meine Zeit ist kurz, Sir — ich will ins Ausland reisen, und jetzt, da ich mich bald entferne, kommen die Patienten in Schaaren zu mir. Es ist zu spät. London wird seine Gleichgiltigkeit bereuen. Mag es sein!"

Der Doctor hielt majestätisch inne, und da er in Leonhard's Zügen nicht das Erstaunen bemerkte, das er erwartet haben mochte, wiederholte er unwillig: „Ich reise in's Ausland, Sir! aber ich will Ihren Fall untersuchen, und meinem Nachfolger Bericht darüber erstatten. — Hm! Haare kastanienbraun; Augen — welche Farbe? Sehen Sie hierher: blau, dunkelblau — hm! Constitution nervös. — Was sind die Symptome?"

„Sir!" begann Leonhard, „ein kleines Mädchen...."

Doctor Morgan, ungeduldig: „Kleines Mädchen? — Lassen Sie nur die Geschichte Ihrer Leiden auf sich beruhen; — bleiben Sie bei dem Symptome — bleiben Sie bei dem Symptome!"

Leonhard: „Sie mißverstehen mich, Doctor; es fehlt mir nichts. — Ein kleines Mädchen ...."

Doctor Morgan: „Schon wieder das Mädchen? — Ah! ich verstehe; sie wird krank sein. — Soll ich zu ihr gehen? — sie muß ihre Symptome selbst beschreiben — nach Ihrem Geschwätze kann ich es nicht beurtheilen. Sie würden mir vielleicht sagen, sie hätte die Schwindsucht oder die Dyspepsie, oder eine von diesen Krankheiten, die es gar nicht gibt — nichts wie allöopathische Erfindungen — Symptome, Sir, Symptome ...."

Leonhard, kommt endlich zu Wort: „Sie behandelten ihren armen Vater, den Capitän Digby, als er in der Kutsche mit Ihnen fuhr, und krank wurde. Er ist todt, und sein Kind ist eine Waise.“

Doctor Morgan, in seinem medicinischen Taschenbuche nachsuchend: „Waise? nichts besseres für Waisen, besonders wenn sie untröstlich sind, wie Wolfswurz und Camillen*).“

Es gelang Leonhard mit einiger Mühe, den Homöopathen die Erinnerung an Helenen ins Gedächtniß zurückzurufen, und er berichtete, wie er sich ihrer angenommen, und weshalb er den Doctor Morgan aufgesucht habe.

Der Doctor war sehr gerührt.

„Ich sehe aber wirklich nicht ein,“ sagte er nach einer Pause, „wie ich dem armen Kinde helfen kann. Ich weiß nichts von ihren Verwandten. Dieser Lord Les... wie er auch heißen mag — ich kenne keine Lords in London. Ich kannte Lords, und behandelte sie auch ärztlich, als ich noch ein armseliger Allöopath war. Da ist der Earl von Lansmere, — er hat damals manche blaue Pille von mir Sünder bekommen. Sein Sohn war klüger, er wollte nie Arzneien nehmen. Ein sehr kluger Knabe war dieser Lord l'Estrange, — ich weiß aber nicht, ob er eben so gut, als klug war.“

„Lord l'Estrange? — der Name beginnt mit Les...“

„Unsinn! — er ist immer im Auslande — ein Beweis seiner Klugheit. Ich reise auch in's Ausland. In dieser schrecklichen Stadt kann sich die Wissenschaft nicht entwickeln

*) Es wird nöthig sein, zu bemerken, daß die Homöopathie unsere moralischen Leiden eben so heilen zu können vorgibt, wie unsere physischen Krankheiten, und für jede Art von Traurigkeit ein Kügelchen hat.

— voll Vorurtheile, Sir, und barbarischen allöopathischen und phlebotamischen Neigungen ergeben. Ich begebe mich nach dem Lande Hahnemanns, Sir — ich habe meine hiesigen Angelegenheiten geordnet, meine Sachen verkauft, und werde mich am Rhein ansiedeln. Ein natürliches Leben dort, Sir — die Homöopathie bedarf der Natur — man speist dort zu Mittag um 1 Uhr, steht um vier Uhr auf, — der Thee wenig bekannt, und die Wissenschaft geachtet. Aber ich vergaß .... Mein Gott! was kann ich für die Waise thun?"

„Nun, Sir!" sagte Leonhard aufstehend, „der Himmel wird mir Kraft gewähren, sie zu unterstützen."

Der Doctor sah den jungen Mann aufmerksam an. „Und doch," sagte er in einem freundlichern Tone, „sind Sie ihr vollkommen fremd, oder waren es doch, als Sie es übernahmen, sie nach London zu bringen? Sie haben ein gutes Herz — behalten Sie es immer. Sehr gesund, Sir, ein gutes Herz — das heißt, wenn es nicht übertrieben wird. Aber Sie haben doch Freunde hier in London?"

Leonhard: „Noch nicht, Sir; ich hoffe, sie mir zu erwerben."

Doctor: „Wie? das wollen Sie? Mir ist es noch nicht gelungen."

Leonhard erröthete und ließ den Kopf hängen. Er hätte sagen mögen: „Schriftsteller finden Freunde unter ihren Lesern — ich beabsichtige, ein Schriftsteller zu werden," aber er fühlte, daß die Antwort anmaßend erscheinen könnte, und schwieg daher.

Der Doctor fuhr fort, ihm mit freundlicher Theilnahme Fragen zu stellen: „Sie sagten, Sie seien zu Fuß nach London gegangen — geschah dies aus Liebhaberei, oder aus Sparsamkeit?"

Leonhard: „Aus beiden Gründen, Sir."

Doctor: „Setzen Sie sich, und lassen Sie uns noch sprechen; ich kann Ihnen eine Viertelstunde widmen, und ich will sehen, ob ich Ihnen nützlich sein kann, nämlich, wenn Sie mir alle Symptome mittheilen — ich meine alle besondern Umstände."

Doctor Morgan stellte nun mit jener Gewandtheit, die der Erfahrung des ärztlichen Berufes entspringt, und da er überdem ein scharfsinniger Mann war, seine Fragen, und erfuhr bald von Leonhard dessen Geschichte und Hoffnungen. Aber als der Doctor, seine Einfalt bewundernd, die mit seinem unläugbaren Geiste so sehr im Gegensatze stand, ihn endlich nach seinem Namen und seiner Verwandtschaft fragte, und Leonhard darauf erwiedert hatte, sagte der Homöopath, freudig erstaunt: „Leonhard Fairfield, der Enkel meines alten Freundes John Avenel von Lansmere? — Ich muß Ihnen die Hand schütteln. Erzogen von Mistreß Fairfield? — Ah! jetzt sehe ich auch große Familienähnlichkeit — ja; sehr ähnlich."

Die Thränen standen in den Augen des Doctors. „Arme Nora!" sagt. er.

„Nora? — Kannten Sie meine Tante?"

„Ihre Tante? Ah! — Ja, — ja! — Die arme Nora! — Sie starb fast in diesen Armen — so jung, so schön! Ich erinnere mich dessen, als ob es gestern gewesen wäre."

Der Doctor fuhr mit der Hand über die Augen, und verschlang ein Kügelchen — und bevor der Knabe wußte, wie ihm geschah, hatte er in seinem Wohlwollen ein anderes zwischen Leonhard's zitternde Lippen geworfen.

Man hörte ein Klopfen an der Thüre.

„Ha! das ist mein Patient!" sagte der Doctor, indem

er seine Fassung wieder gewann; „ich muß ihn sehen. Ein chronischer Fall — trefflicher Patient — der Tic, Sir. — Ungewöhnlich und interessant. — Könnte ich diesen Tic mit mir nehmen, so würde ich nichts weiter vom Himmel verlangen. Kommen Sie am Montag wieder; ich werde Ihnen dann noch etwas mitzutheilen haben. Das kleine Mädchen kann nicht bei Ihnen bleiben. — Unrecht und Unsinn! — Ich will nach ihr sehen. Lassen Sie mir Ihre Adresse hier — schreiben Sie sie auf dies Papier. — Ich denke, ich kenne eine Dame, die sich ihrer annehmen wird. Leben Sie wohl, bis zum nächsten Montag um zehn Uhr!"

Mit diesen Worten begleitete der Doctor Leonhard hinaus, und führte seinen wichtigen Patienten, denn er so gern mit nach den Ufern des Rheins genommen hätte, in sein Zimmer.

Leonhard hatte jetzt nur noch den Herrn zu entdecken, dessen Name von dem armen Capitän Digby so unbestimmt ausgesprochen worden war. Er nahm wieder seine Zuflucht zu dem Court Guide, und da er die Adressen von zwei bis drei Lords fand, deren Name in der ersten Sylbe jener ihm mitgetheilten ähnlich zu sein schien, und alle ziemlich nahe zusammen in der Gegend von May Fair wohnten, so suchte er sich seinen Weg nach diesem Bezirke, und indem er seinen Mutterwitz aufbot, fragte er in den benachbarten Laden nach dem persönlichen Aussehen dieser Herren. Aus Rücksicht für seine ländliche Unschuld erhielt er sehr höfliche und klare Antworten, aber keiner von den betreffenden Lords entsprach der Schilderung Helenens. Der eine war alt; ein anderer sehr corpulent; ein dritter bettlägerig — von keinem von ihnen wußte man, daß er einen großen Hund habe. Wir brauchen kaum zu erwähnen, daß der Name l'Estrange,

da er kein Bewohner Londons war, nicht im Court Guide stand. Doctor Morgan's Behauptung, dieser Herr sei immer im Auslande, hatte unglücklicherweise Leonhard den Namen vergessen lassen, der von dem Homöopathen so zufällig erwähnt worden war. Helene war nicht sehr traurig, als ihr junger Beschützer spät zurückkehrte, und ihr von seinem ungünstigen Erfolge erzählte. — Das arme Kind! Sie freute sich so in ihrem Herzen, von ihrem neuen Bruder nicht getrennt zu werden, und Leonhard war gerührt, als er sah, wie sie in seiner Abwesenheit dem ihm bestimmten Zimmer ein gewisses behagliches und angenehmes Ansehen zu geben gewußt hatte. Seine wenigen Bücher und Papiere waren so hübsch an dem Fenster geordnet, von wo man die grüne Ulme sehen konnte. Sie hatte der freundlichen Wirthin noch Einiges zur Ausstattung der Wohnung abgeschmeichelt, besonders einen Schreibtisch von Nußbaumholz und einige Bänder, womit sie die Vorhänge schmückte. Selbst die alten Strohstühle hatten durch die Art, wie sie aufgestellt waren, ein ganz anständiges Ansehen. Helenen war von den Feen jene Kunst verliehen worden, die eine Heimat ausschmückt, und den verlassensten Winkel einer Hütte und eines Dachstübchens ein Lächeln entlockt.

Leonhard erstaunte und lobte. Er küßte dankbar seine erröthende Gefährtin, und sie setzten sich freudig zu ihrem bescheidenen Mahle, als plötzlich seine Züge sich verdüsterten, denn er erinnerte sich der Worte des Doctors Morgan: „Das kleine Mädchen kann nicht bei Ihnen bleiben; — es ist Unrecht und Unsinn! Ich denke, ich kenne eine Dame, die sich ihrer annehmen wird."

„Ach!" sagte Leonhard traurig, „wie konnte ich es doch vergessen;" und er erzählte Helenen, was ihn be-

trübte. Diese sagte, sie wolle nicht von ihm gehen. Leonhard freute sich; dann begann er, wie gewöhnlich, von seinen großen Aussichten zu sprechen, und indem er schnell sein Mahl beendigte, als ob keine Zeit zu verlieren sei, setzte er sich gleich an seine Papiere. Helene betrachtete ihn traurig, als er sich über sein geliebtes Werk beugte. Er erhob seine strahlenden Augen von dem Manuscripte und sagte: „Nein, nein; du darfst nicht gehen. Dies muß gelingen, und wir werden zusammen in einer kleinen hübschen Hütte wohnen, wo wir mehr wie Einen Baum sehen können.“ — Aber jetzt seufzte Helene, und diesmal antwortete sie nicht: „nein, ich will nicht gehen.“

Bald darauf schlich sie sich aus dem Zimmer in ihr eigenes. Dort knieete sie nieder und betete, etwa mit den Worten: „Beschütze mich gegen mein eigenes selbstsüchtiges Herz; möge ich dem nie eine Last sein, der sich meiner angenommen hat.“

Vielleicht sieht der Schöpfer, wenn er auf diese Welt herabblickt, deren wunderbare Schönheit sich uns immer mehr offenbart, je mehr unsere Wissenschaft sie von der Poesie in das Gesetz überträgt, — vielleicht sieht er nichts so Schönes, wie das reine Herz eines unschuldigen, liebenden Kindes.

Vierzehntes Capitel.

Leonhard ging am nächsten Tage mit seinen kostbaren Manuscripten auf die Wanderung. Er hatte so viel von der modernen Literatur gelesen, daß er die Namen der Hauptbuchhändler in London kannte; zu diesen ging er mit kühnem Schritte, wenn auch mit klopfendem Herzen.

An diesem Tage blieb er länger aus, wie am vorigen

und als er zurückkehrte und in das kleine Zimmer trat, stieß Helene einen Schrei aus, denn sie erkannte ihn kaum wieder. Es sprach sich in seinen Zügen eine tiefe und trostlose Verzweiflung aus. Er setzte sich schweigend hin, und küßte sie diesmal nicht, als sie zu ihm trat. Er fühlte sich so gedemüthigt. Er war ein entthronter König. Er sollte für ein anderes Leben sorgen!

Sie schmeichelte ihm endlich seinen Tagesbericht ab. Der Leser weiß schon zu gut, wie er ist, als daß wir ihn genau zu wiederholen brauchen. Die meisten Buchhändler hatten sich bestimmt geweigert, seine Manuscripte anzusehen. Einige durchblickten sie gutmüthig, gaben sie ihm aber gleich zurück mit einigen höflichen Worten des Ablehnens. Nur ein Buchhändler, der selbst literarisch gebildet war, und in seiner Jugend dieselben bittern Enttäuschungen erfahren hatte, die jetzt das Dorfgenie erwarteten, ließ sich auf freundliche, aber strenge Erörterungen und Ermahnungen gegen den unglücklichen Jüngling ein. Dieser Herr las einen Theil von Leonhard's gelungenstem Gedichte mit Aufmerksamkeit, und selbst mit aufrichtiger Bewunderung. Er wußte das Talent, das sich darin aussprach, zu würdigen. Er nahm innigen Antheil an der Geschichte des jungen Mannes, selbst an seinen Hoffnungen, und sagte dann:

„Wenn ich dieses Gedicht für Sie veröffentlichte, würde ich als Geschäftsmann bedeutenden Verlust haben. Wollte ich aus Theilnahme für den Verfasser alles drucken lassen, was ich bewundere, so würde ich mich zu Grunde richten. Aber angenommen auch, ich veröffentlichte dieses Manuscript — da ich wirklich überzeugt bin, daß es ein Beweis von nicht gewöhnlichen poetischen Anlagen ist — nicht als Geschäftsmann, sondern als Verehrer der Literatur, so

würde ich, wie ich fürchte, Ihnen damit durchaus keinen Dienst erzeigen, und Sie vielleicht für Ihr ganzes Leben unfähig zu den Anstrengungen machen, auf denen Ihre fernere Unabhängigkeit beruht.»

»Wie? Sir!« erwiederte Leonhard. »Zwar möchte ich nicht, daß Sie sich um meinetwillen Schaden zufügen...» setzte er hinzu, mit stolzen Thränen in den Augen.

„Wie? mein junger Freund! — Ich will mich weiter erklären. Es spricht sich so viel Talent in diesen Versen aus, daß allerdings in einigen Journalen schmeichelhafte Urtheile zu erwarten sind.»

„Sie würden diese lesen, sich als Dichter anerkannt finden, und sagen: „Ich bin auf dem Wege zum Ruhme.» Sie würden zu mir kommen, und fragen: „Wie verkaufen sich meine Gedichte?» Ich würde nach einem schwer belasteten Bücherbrete zeigen, und erwiedern: „Nicht zwanzig Exemplare! Die Journale mögen loben, aber das Publicum will nicht kaufen.» Doch Sie würden sagen, daß Sie sich einen Namen erworben haben. Ja, einen Namen als Dichter, der gerade genügend bekannt ist, um jeden praktischen Geschäftsmann abgeneigt zu machen, Ihren Talenten irgend einen bestimmten Wirkungskreis im Leben zu eröffnen. Niemand mag einen Dichter beschäftigen — es ist ein Name, der Ihnen keinen Penny einbringt; ja noch schlimmer, der eine Schranke ist gegen alle Lebensbahnen, durch die man zu Vermögen gelangt. Da Sie sich nun einmal des Lebens erfreut haben, werden Sie sich ferner danach sehnen; es wird Ihnen vielleicht nie wieder gelingen, einen Buchhändler zu finden, der Gedichte von Ihnen drucken läßt; aber Sie werden um die Sitze der Musen umherschwärmen, für Zeitschriften arbeiten, und zuletzt der Lohndiener eines

Buchhändlers werden. Ihre Einnahme wird so unbestimmt und unsicher sein, daß Sie Schulden nicht vermeiden können; dann werden Sie — jetzt noch so voll Hoffnungen, und mit so viel Selbstgefühl — noch tiefer hinabsinken zum literarischen Bettler, — betteln, — borgen ....“

„Nein; niemals!“ sagte Leonhard, sein Gesicht mit den Händen bedeckend.

„Dies würde meine Laufbahn gewesen sein,“ fuhr der Buchhändler fort; „aber ich hatte glücklicherweise einen reichen Verwandten, einen Geschäftsmann, dessen Beruf ich als Knabe verachtete, der aber freundlich meine Thorheit verzieh, und mich als Lehrling annahm. Hier bin ich jetzt, und ich kann sowohl Bücher schreiben, wenn ich will, als sie verkaufen. — Junger Mann, Sie müssen achtbare Verwandte haben, — folgen Sie ihrem Rathe, und wenden Sie sich einem bestimmten Berufe zu. Sein Sie lieber alles Andere in dieser Stadt, wie ein Dichter.“

„Wie konnte es denn Dichter geben, Sir? hatten sie noch andern Beruf?“

„Lesen Sie ihre Lebensbeschreibungen, und dann beneiden Sie die Dichter.“

Leonhard schwieg einen Augenblick, dann erhob er sein Haupt, und antwortete laut und schnell: „Ich habe ihre Lebensbeschreibungen gelesen. Ja, ihr Loos war Armuth — vielleicht Hunger; aber ich beneide sie doch, Sir!“

„Armuth und Hunger sind geringe Uebel,“ erwiederte der Buchhändler mit einem ernsten Lächeln. „Es gibt noch schlimmere — Schulden und Schande, und — Verzweiflung.“

„Nein, Sir! nein — Sie übertreiben; dies war nicht das Loos aller Dichter.“

„Freilich, die meisten unserer bedeutendsten Dichter

hatten einiges Vermögen, und was andere betrifft, nun, so haben nicht alle, die in die Lotterie setzten, Nieten gezogen. Wer könnte aber deshalb Jemanden rathen, seine ganze Hoffnung auf den Wechselfall eines Gewinnes in einer Lotterie zu setzen? — Und welcher Lotterie!» seufzte der Buchhändler, indem er auf die Druckbogen und Werke blickte, die wie Blei auf seinen Bücherbretern lagen.

Leonhard drückte sein Manuscript an sein Herz, und eilte davon.

„Ja!» murmelte er, als Helene sich an ihn schmiegte, und ihn zu trösten suchte, — „ja; London ist sehr groß, sehr mächtig, und sehr grausam!» und sein Kopf sank noch tiefer auf seine Brust.

Die Thüre ward plötzlich weit aufgerissen, und unangemeldet trat Doctor Morgan ein.

Das Kind wendete sich um, und bei seinem Anblicke gedachte sie ihres Vaters, und die Thränen, welche sie um Leonhard's willen zu unterdrücken gesucht hatte, brachen aus.

Der gute Doctor erwarb sich bald das Vertrauen dieser beiden jungen Herzen. Nachdem er Leonhard's Geschichte von seinem in einem Tage verlornen Paradiese gehört hatte, klopfte er ihm auf die Schulter und sagte: „Gut; kommen Sie am Montag zu mir, und wir wollen weiter sehen, was sich thun läßt. Vorläufig borgen Sie dies von mir...» und er wollte drei Goldstücke in seine Hand gleiten lassen. Leonhard war entrüstet. Er erinnerte sich der Worte des Buchhändlers. Ein Bettler? — Nein, dahin war es mit ihm noch nicht gekommen! Er benahm sich fast roh und wild in seiner Weigerung, aber der Doctor war ihm deswegen nicht weniger zugethan.

„Sie sind ein hartnäckiger Mensch," sagte der Homöopath, indem er seine Goldstücke wieder einsteckte. „Wollen Sie sich mit einer praktischen und prosaischen Arbeit beschäftigen, und die Poesie eine Zeitlang ruhen lassen?"

„Ja!" erwiederte Leonhard entschieden, „ich will arbeiten."

„Nun gut. Ich kenne einen braven Buchhändler, und er wird Ihnen einige Beschäftigung geben. Jedenfalls sind Sie dann doch unter Büchern, und das wird einiger Trost sein."

Leonhard's Augen funkelten. „Ein großer Trost, Sir!" Er drückte die Hand, die er vorhin zurückgestoßen hatte, an sein dankbares Herz.

„Aber," fuhr der Doctor in ernstem Tone fort, „Sie fühlen wirklich einen starken Antrieb, Verse zu machen?"

„Ich fühlte ihn, Sir!"

„Ein sehr schlechtes Sympton; und Rückfälle müssen verhindert werden! Hier — ich habe mit diesem neuen Mittel schon drei Propheten und zehn Dichter geheilt."

Mit diesen Worten hatte er seine Taschenapotheke hervorgezogen und ein Kügelchen daraus genommen. »Agaricus muscarius, aufgelöst in einem Glas destillirten Wassers, und einen Theelöffel voll bei jedem Anfalle. — Sir, dies Mittel würde Milton selbst curirt haben."

„Jetzt, was Sie betrifft, mein Kind," sich zu Helenen wendend, „ich kenne eine Dame, die sehr freundlich gegen Sie sein wird. Es ist keine Stellung der Dienstbarkeit. Sie sucht ein Mädchen, die ihr vorlesen und sie pflegen kann; — sie ist alt, und hat keine Kinder. Sie bedarf einer Gesellschafterin, und zieht ein Mädchen von Ihrem Alter einer ältern vor. Wird Ihnen dies zusagen?"

Leonhard trat bei Seite.

Helene neigte sich zu des Doctors Ohr und flisterte: „Nein; ich kann ihn jetzt nicht verlassen — er ist so traurig!“

„Mein Gott!“ erwiederte der Doctor, „Sie beide müssen Paul und Virginie gelesen haben. Könnte ich nur in England bleiben, so würde ich versuchen, wie Ignatia in diesem Falle wirken möchte, — ein interessantes Experiment. Hören Sie mich an, kleines Mädchen, — und gehen Sie aus dem Zimmer, Sir!“

Leonhard entfernte sich mit abgewendetem Gesichte. Helene wollte ihm unwillkürlich nacheilen, aber der Doctor hielt sie zurück, und zog sie auf sein Knie.

„Wie ist doch Ihr Vorname? — Ich vergaß es.“

„Helene.“

„Helene, hören Sie mich an. In einigen Jahren werden Sie eine junge Dame sein, und es wäre sehr Unrecht, mit diesem jungen Manne allein zu wohnen. Auch jetzt haben Sie nicht das Recht, alle seine Thatkraft zu lähmen. Sie dürfen sich nicht an seinen rechten Arm hängen — Sie würden ihn zu sehr belasten, und ihn zu Boden drücken. Ich reise bald ab, und wenn ich fort bin, wird Niemand Ihnen helfen können, wenn Sie die Freundin zurückweisen, die ich Ihnen anbiete. Thun Sie, was ich Ihnen anrathe; denn ein so besonders reizbares kleines Mädchen (eine ganz ausgesprochene Pulsatilla-Constitution) kann nicht hartnäckig und selbstsüchtig sein.“

„Wenn ich ihn nur glücklich sehe, Sir!“ sagte sie in festem Tone, „so will ich thun, was Sie wünschen.“

„Es soll für ihn gesorgt werden, und morgen, während er nicht zu Hause ist, will ich kommen, und Sie abholen.

Nichts ist so schmerzlich, wie Abschied nehmen — es erschüttert das Nervensystem und ist eine Vergeudung der animalischen Kräfte."

Helene schluchzte laut, dann entwand sie sich dem Doctor, und sagte: „Aber er darf doch wissen, wo ich bin? — Wir dürfen uns doch bisweilen sehen? Ach Sir! wir begegneten uns zuerst an dem Grabe meines Vaters, und ich glaube, der Himmel hat ihn mir gesendet. Trennen Sie uns nicht für immer!"

„Dann müßte ich ein Herz von Stein haben," erwiederte der Doctor in festem Tone. „Miß Starke wird erlauben, daß er Sie jede Woche einmal besucht. Ich will ihr schon ein Mittel geben, um sie dazu zu veranlassen. Sie ist sonst gleichgiltig gegen Andere, aber ich will ihre ganze Constitution verändern, und sie zur Theilnahme bewegen durch — Rhododendron und Arsenik!"

Fünfzehntes Capitel.

Bevor der Doctor sich entfernte, schrieb er einige Zeilen an Hern Prickett, Buchhändler — Holborn, — und sagte Leonhard, er möge das Billet am nächsten Morgen dorthin mitnehmen. „Ich will heute Abend noch selbst mit Prickett sprechen, und ihn auf Ihren Besuch vorbereiten. Ich hoffe aber, daß Sie nur einige Tage dort werden zu verweilen haben."

Er gab dann dem Gespräche eine andere Wendung, um seine Pläne in Betreff Helenens zu erörtern. Miß Starke wohnte in Highgate — eine würdige Dame, steif und zierlich, wie alte Jungfern bisweilen sind, aber eine ganz passende Stelle für ein kleines Mädchen wie Helene, und

Leonhard würde gewiß Erlaubniß erhalten, sie zu besuchen.

Leonhard hörte zu, und wagte keinen Widerspruch. Jetzt, da sein Tagestraum verscheucht war, hatte er nicht das Recht, Helenens Beschützer zu sein. Er hätte ihr einen Antheil an seinem Reichthume und Ruhme anbieten können, aber an seiner Armuth und Dienstbarkeit — nein!

Es war ein sehr trauriger Abend zwischen ihm und dem Kinde. Sie saßen spät zusammen, bis ihr Licht ganz ausgebrannt war; aber sie sprachen nicht viel, sondern seine Hand hielt die ganze Zeit über die ihrige, und ihr Kopf lehnte sich an seine Schulter. Ich fürchte, als sie sich trennten, fanden sie den Schlaf nicht.

Als Leonhard am nächsten Morgen ausging, stand Helene an der Straßenthüre, und sah ihm nach, während er sich langsam entfernte. In jener engen Gasse waren gewiß viele traurige Herzen, aber keines mochte es jetzt so sehr sein, wie das des stillen Kindes, als die Gestalt, welche sie beobachtete, entschwunden war, und sie noch immer an der verlassenen Schwelle stand, und in den leeren Raum hinausstarrte.

Sechzehntes Capitel.

Herr Prickett glaubte an die Homöopathie, und erklärte, zur Entrüstung aller Apotheker in der Gegend von Holborn, Doctor Morgan habe ihn von einem chronischen Rheumatismus geheilt. Der gute Doctor ging, wie er versprochen hatte, zu Herrn Prickett, als er Leonhard verließ, und ersuchte ihn um einige leichte Beschäftigung für den Knaben, die als Beweggrund zu einem bescheidenen wöchentlichen Gehalte dienen könne. „Es wird nicht für lange

Zeit sein," sagte der Doctor, „seine Verwandten sind achtbar und in guten Umständen. Ich will au seine Großältern schreiben, und in einigen Tagen hoffe ich, Ihnen die Last wieder abnehmen zu können. Im Falle Sie seiner nicht bedürfen, will ich Ihnen natürlich zurückzahlen, was er während der Zeit kostet."

Herr Prickett, der auf Leonhard vorbereitet war, empfing ihn sehr freundlich, und sagte nach einigen Fragen, Leonhard könne ihm sehr nützlich sein bei Anfertigung seines Bücherverzeichnisses; auch bot er ihm dafür die anständige Summe von einem Pfund Sterling wöchentlich an.

Da er so in eine Welt von Büchern gerieth, größer wie die, zu der er je Zugang gefunden hatte, so kehrte schon beim Anblicke dieser ehrwürdigen Bände dem Dorfgelehrten jener frühere göttliche Traum des Wissens zurück, dem die Poesie entsprungen war. Die im Grunde nicht sehr große Sammlung des Herrn Prickett enthielt aber nicht nur die gewöhnlichen ausgezeichneten Werke, sondern auch viele seltene. — Während Leonhard das Verzeichniß anfertigte, warf er manchen schnellen Blick in die Bände, wie sie ihm in die Hand kamen. Der Buchhändler, ein Liebhaber alter Bücher, freute sich, ein verwandtes Gefühl in seinem neuen Gehilfen zu finden (welches Gefühl sein Ladendiener bisher nie gezeigt hatte), und er sprach von seltenen Ausgaben, und weihte Leonhard in manche Geheimnisse des Bücherkenners ein.

Nichts konnte dunkler und staubigter sein, wie der Buchhändlerladen. Außerhalb war ein Verschlag mit wohlfeilen Büchern und merkwürdigen Werken, um die sich immer eine aufmerksame Gruppe versammelte, während im Innern eine Gaslampe Tag und Nacht brannte.

Leonhard verging die Zeit schnell. Er vermißte nicht die grünen Felder; er vergaß seine Enttäuschungen; er dachte selbst nicht so oft mehr an Helenen. O seltsame Leidenschaft des Wissens! nichts erhebt so wie du unsere Kraft und unsere Andacht!

Herr Prickett war unverheiratet, und lud Leonhard ein, sein Mittagessen, einen kalten Hammelbraten, mit ihm zu theilen. Während des Essens blieb der Diener im Laden, und Herr Prickett war sehr gesprächig und angenehm. Leonhard gefiel ihm, und als er ihm seine Abenteuer mit den Buchhändlern erzählte, rieb sich Herr Prickett die Hände und lachte, wie über einen Hauptspaß. „O, geben Sie die Poesie auf, und bleiben Sie beim Geschäfte,” sagte er, „und um Sie für immer von der thörichten Laune, ein Schriftsteller zu werden, zu heilen, will ich Ihnen das Leben und die Werke von Chatterton leihen. Sie müssen das Buch mit nach Hause nehmen und es lesen, bevor Sie zu Bette gehen. Sie werden dann morgen als ein ganz neuer Mann wiederkommen.”

Erst spät Abends, nachdem der Laden geschlossen war, kehrte Leonhard in seine Wohnung zurück. Als er in das Zimmer trat, befremdete ihn das Schweigen und die Leere. Helene war fort. Auf dem Tische, an welchem er zu schreiben pflegte, stand ein Blumentopf mit einem Rosenstocke, und daneben lag ein Stück Papier, auf welchem geschrieben war:

„Mein theurer Bruder Leonhard! Gott segne dich! Ich will dich benachrichtigen, wann wir uns wieder sehen können. Nimm dich dieser Rose an, Bruder; und vergiß nicht die arme Helene.”

Ueber dem Worte „vergiß” war ein großer runder

Fleck, wie von einer Thräne, der das Wort fast unleserlich machte.

Leonhard stützte sein Gesicht auf die Hände, und zum ersten Male in seinem Leben fühlte er, was die Einsamkeit ist. Er konnte es nicht lange in dem Zimmer aushalten. Er ging wieder hinaus, und wanderte zwecklos in den Straßen hin und her. Er verließ jene stille und weniger besuchte Gegend; er mischte sich unter die Menge, die in den belebtern Straßen umherschwärmte. Hunderte und Tausende gingen bei ihm vorüber, und doch — welche Einsamkeit!

Er kehrte zurück, zündete sein Licht an, und zog entschlossen den Chatterton hervor, den ihm der Buchhändler geliehen hatte. Es war eine alte Ausgabe in einem dicken Bande. Er hatte offenbar einem Zeitgenossen des Dichters angehört — wahrscheinlich einem Bewohner von Bristol —, der viele Anekdoten aus Chatterton's Leben gesammelt, ja selbst ihn gesehen zu haben und in seiner Gesellschaft gewesen zu sein schien, denn das Buch enthielt weiße Blätter, die mit Bemerkungen in einer steifen, deutlichen Hand beschrieben waren, und persönliche Bekanntschaft mit dem unsterblichen Todten darlegten. Anfangs las Leonhard mit Anstrengung, dann ergriff ihn der eigenthümliche und wilde Zauber dieses Lebens mit Schmerz und Schrecken; — dieses Jünglings, der ungefähr in dem Alter, welches Leonhard erreicht hatte, von seiner eigenen Hand gestorben war; — dieses wunderbaren Jünglings von unvergleichbarem Genie, dem größten, das je in dem Alter von achtzehn Jahren entwickelt und verlöscht wurde, der sich selbst gebildet und geopfert hatte. Nichts in der Literatur kommt diesem Leben und diesem Tode gleich.

Mit inniger Theilnahme las Leonhard die Geschichte der geistreichen Täuschung, die so strenge und so unsinnig als ein Verbrechen der Verfälschung ausgelegt worden, und die (wenn nicht ganz unschuldig) den literarischen Täuschungen so ähnlich war, die man immer in andern Fällen mit Nachsicht beurtheilt, und die in diesem Falle so erstaunliche geistige Fähigkeiten darlegte, — so viel Geduld, Arbeit, Muth und Natürlichkeit — Eigenschaften, welche, gut geleitet, Männer berühmt machen, nicht allein durch Bücher, sondern auch durch Handlungen. Als er sich nun von der Geschichte der Täuschung zu den Gedichten selbst wendete, beugte sich mit ehrfurchtsvoller Bewunderung der junge Leser vor ihrer Schönheit. Wie hatte dieser merkwürdige Jüngling aus Bristol seine rohen und verschiedenartigen Stoffe zu einer Musik verarbeitet, die jeden Ton, vom einfachsten bis zum erhabensten, umfaßte? — Er wendete sich wieder zu der Lebensbeschreibung — er las weiter — er sah den stolzen, kühnen, traurigen Geist allein in der großen Stadt, so wie auch er es war. Er verfolgte seine schreckliche Laufbahn; — er sah ihn mit verletztem und beschmutztem Fittich in den Staub sinken. Er wendete sich wieder seinen letzten Arbeiten zu, die der Broterwerb ihm abgedrungen hatte, — den Satyren ohne moralische Größe, — der Politik ohne ehrlichen Glauben. Er entsetzte sich und schauderte, als er dies las. Selbst hier erkannte sein dichterischer Geist (indem vielleicht nur Dichter es vermögen) das göttliche Feuer in diesem geringern und unedlern Stoffe; — er erkannte noch in diesen übereilten Opfern, die der harten Nothwendigkeit gebracht wurden, die Hand des jungen Riesen, der die stattlichen Verse Rowley's geschrieben hatte, aber ach! wie verschieden von denselben.

Wie sehr war alle Heiterkeit und Freude entwichen aus diesen Leistungen einer zum Tagewerk erniedrigten Kunst! Dann kam schnell die Katastrophe; — die verschlossene Thüre; — das Gift; — der Selbstmord; — die von den Händen verzweifelnder Wuth zerrissenen und um die Leiche zerstreut liegenden Manuscripte. Es war schrecklich! Das Gespenst des titanischen Knaben (wie er in den Randbemerkungen geschildert war) mit seiner hohen Stirn, seinem spöttischen Lächeln, seinen feurigen Augen verfolgte die ganze Nacht hindurch das enttäuschte und einsame Kind der Poesie.

Siebzehntes Capitel.

Oft wird, was den menschlichen Geist von irgend einer besondern Richtung abziehen sollte, die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Man sollte glauben, das Lesen der Zeitungen, wenn sie Verbrechen und Hinrichtungen schildern, würde Alle warnen, die Verbrechen beabsichtigen oder die Möglichkeit ihrer Entdeckung befürchten. Es ist aber bekannt, daß manches Verbrechen durch Erwägung und Nachdenken über das Geschick eines Vorgängers entstanden ist. Es liegt ein Zauber in dem Dunkeln und Verbotenen, der sich seltsamerweise nur in der Fiction verliert. Niemand kommt in Versuchung, seinen Neffen zu ermorden, oder seine Frau zu ersticken, wenn er Richard den Dritten oder Othello gelesen hat. Die Wirklichkeit ist nothwendig, um die Gefahr der Ansteckung zu bedingen. Es war nun diese Wirklichkeit in dem Geschicke und Leben, und endlich in dem Selbstmorde Chatterton's, die sich Leonhard's Gedanken aufdrang, und wie ein sichtbares böses Wesen, einer dunklen Wolke gleich, Uebel um sich auf-

häufte. In dem Charakter Chatterton's, seinen Prüfungen und seinem Geschicke, lag Vieles, das Leonhard wie ein kühner und kolossaler Schatten seines eigenen Ich erschien. — Ach, der Buchhändler hatte in einer Beziehung Recht gehabt, denn er kam am nächsten Tage wie ein neuer Mann zu ihm zurück, und es schien selbst ihm, als habe er mit Helenen einen guten Engel verloren. „O! wäre sie an meiner Seite gewesen," dachte er. „O! hätte ich die Berührung ihrer vertrauenden Hand gefühlt, daß sie, mich von den traurigen Trümmern dieses Lebens emporziehend, erhaben über der Sündfluth zu erhalten gesucht, und ihr milder Blick mir von unschuldiger, sorgloser, genügsamer Kindheit gesprochen hätte! — Ach! wenn ich ihr noch nothwendig wäre, — noch ihr einziger Leiter und Beschützer, — dann könnte ich zu mir selbst sagen: Du darfst nicht verzweifeln und sterben! du mußt für sie leben und kämpfen. Aber nein, nein! — nur dieses unendliche und schreckliche London — die Einsamkeit des öden Dachstübchens, und diese unheimlichen Augen, die mich verfolgen unter den Menschen und in der Einsamkeit!"

Achtzehntes Capitel.

Am nächsten Montag öffnete der schäbige Diener des Doctors Morgan die Thür einem jungen Manne, in welchem er anfangs einen frühern Besuch nicht wieder erkannte. Einige Tage vorher hatte Leonhard Fairfield, gebräunt von einer gesunden Fußreise, mit heiterem Blicke und mit sorgloser Zuversicht an dieser Schwelle gestanden. Jetzt aber stand er wieder hier, bleich und abgehärmt, mit den tiefen Zügen, die schlaflose Nächte und sorgenvolle Gedanken ver-

rathen, und in seinem ganzen Wesen sprach sich eine düstere Traurigkeit aus.

„Ich bin auf heute bestellt worden,“ sagte er mürrisch, als der Bediente zu zögern schien. — „Mein Herr wurde eben zu einem Patienten gerufen; ich bitte, Sir, warten Sie,“ sagte er, und ließ ihn in das kleine Vorzimmer eintreten. Einige Augenblicke darauf wurden zwei Frauenzimmer, die den Arzt zu Rathe ziehen wollten, eingelassen, und sie begannen sehr laut zu sprechen. Sie störten dadurch Leonhard's ungesellige Gedanken. Er bemerkte, daß die Thüre zu der Empfangsstube des Doctors halb offen sei, und da er den Brauch nicht kannte, welcher solche penetralia für geheiligt hält, trat er hinein, um dem Geplauder zu entgehen. Er warf sich in des Doctors abgenutzten Armstuhl, und murmelte vor sich hin: „Weshalb hat er mich zu sich beschieden? — Was kann er Neues für mich beabsichtigen? — Und wenn es eine Gunst ist, soll ich sie annehmen? — Er hat mir die Mittel verschafft, mir mein Brot mit Arbeit zu erwerben; das ist Alles, was ich von ihm, wie von irgend einem Menschen verlangen kann, und annehmen darf.“

Während dieses Selbstgespräches fiel sein Blick auf einen Brief, der offen auf dem Tische lag. Er wurde betroffen, denn er erkannte die Handschrift; — es war dieselbe, wie in dem Briefe, in welcher seiner Mutter fünfzig Pfund Sterling geschickt wurden dem Briefe seiner Großältern. Er las seinen eigenen Namen; las noch etwas mehr, — Worte, die sein Blut in seinen Adern wie Eis erstarren ließen. Als er so erschrocken dastand, ward plötzlich eine Hand auf den Brief gelegt, und eine zornige Stimme fuhr ihn an: „Wie können Sie in mein Zimmer kommen, und meine Briefe lesen?“

Leonhard legte seine Hand fest auf die des Doctors, und sagte in entschiedenem Tone: »Dieser Brief bezieht sich auf mich, — gehört mir an, — beugt mich darnieder. — Ich habe genug gesehen, um das zu wissen. Ich verlange, Alles zu lesen — Alles zu erfahren!»

Der Doctor sah sich um, und da er bemerkte, daß die Thüre in das Wartezimmer noch offen stand, stieß er sie mit dem Fuße zu, und sagte dann leise: „Was haben Sie gelesen? Sagen Sie mir die Wahrheit.»

„Nur zwei Zeilen, und man nennt mich — man nennt mich . . .» Leonhard's Körper erzitterte vom Kopfe bis zu den Füßen, und die Adern an seiner Stirn schwollen furchtbar an. Er konnte den Satz nicht beendigen. Es war ihm, als ob ein Ocean durch sein Gehirn woge und in seinen Ohren brause. Der Doctor bemerkte auf einen Blick, daß sein Zustand für den Körper gefährlich sei; er antwortete schnell und beschwichtigend: „Setzen Sie sich; — seien Sie ruhig; — Sie sollen Alles erfahren — Alles lesen; — trinken Sie dies Wasser!» und er schüttete in ein Glas reines Wasser einige Tropfen aus einem kleinen Fläschchen.

Leonhard setzte sich mechanisch, denn er konnte sich auch wirklich nicht mehr aufrecht erhalten. Er schloß seine Augen, und kurze Zeit war es, als wolle das Leben ihn verlassen; dann erholte er sich wieder, und sah den Blick des theilnehmenden Doctors mit vielem Mitleide auf sich verweilen. Er streckte schweigend seine Hand nach dem Briefe aus. „Warten Sie noch etwas," sagte der Arzt bedenklich, „und hören Sie mich an. — Es ist sehr unglücklich, daß Sie einen Brief gesehen haben, der nicht für Sie bestimmt war und der Andeutungen auf ein Geheimniß enthält, das

Sie nie hätten erfahren sollen. Aber wollen Sie mir auf Ihr Ehrenwort versprechen, wenn ich Ihnen mehr mittheile, es geheim zu halten vor Mistreß Fairfield, vor den Avenel's, vor Allen? — Ich habe mich selbst dazu verpflichtet, und kann es Ihnen nur unter derselben Bedingung anvertrauen.»

„Es gibt nichts, wie es scheint," murmelte Leonhard mit bitterem Lächeln, „nichts, worauf ich stolz sein, und dessen ich mich rühmen dürfte. Ja; ich verspreche es; — den Brief! den Brief!"

Der Doctor gab ihn Leonhard in die rechte Hand, und legte ruhig seinen Zeigefinger und Daumen an das Gelenk der linken, wie Aerzte es zu thun pflegen, wenn ein Schlachtopfer auf der Folterbank ausgestreckt liegt. „Der Puls geht langsamer," murmelte er; „ein treffliches Mittel, die Wolfswurz!" Inzwischen las Leonhard wie folgt:

„Doctor Morgan!"

„Sir! Ich empfing Ihren Brief, und es freut mich, zu hören, daß der arme Knabe sicher und wohl ist. Er hat sich aber schlecht und undankbar gegen meinen guten Sohn Richard benommen, welcher der ganzen Familie zur Ehre gereicht, und sich selbst zum Gentleman gemacht hat, und sehr freundlich gegen den Knaben war, da er nicht wußte, wer und was er ist. Ich mag ihn nie wiedersehen — den Knaben. Der arme John war noch mehrere Tage darauf krank und unruhig. John ist jetzt ein armes Geschöpf, und hat einen Schlaganfall gehabt. Er sprach von nichts, wie von Nora. — Die Augen des Knaben gleichen so sehr denen seiner Mutter. Ich kann das Kind der Schande nicht sehen. Er kann zu uns nicht kommen — ums

Himmelswillen! Sir, verlangen Sie es nicht — es ist unmöglich. Wir sind immer so achtbar gewesen — und solche Schande! Lassen Sie ihn, wo er ist, geben Sie ihn in die Lehre, ich will Alles bezahlen. Sie behaupten, Sir, daß er Anlagen und Fähigkeiten zum Lernen habe; das sagte auch der Pfarrer Dale, und wollte, wir sollten ihn ins College schicken, wo er eine Rolle spielen könnte. Dann würde aber Alles bekannt. Es wäre mein Tod, Sir, ich könnte nicht in meinem Grabe schlafen, Sir — Nora, auf die wir Alle so stolz waren. Sündige Geschöpfe, die wir Alle sind! Nora's guter Name, den wir gerettet hatten, ist jetzt dahin — und Richard, der so viel Ehrgeiz hat, und die arme, arme Nora so sehr liebte, — er könnte seinen Kopf nicht wieder emporhalten. Lassen Sie ihn keine Rolle spielen in der Welt, — lassen Sie ihn einen Handelsmann werden, wie wir es auch waren; — welches Geschäft er will, — und uns nicht wieder beunruhigen, so lange er lebt. Dann will ich für ihn beten und ihm Glück wünschen. Haben wir nicht Elend genug davon gehabt, daß wir ein Kind über seine Ansprüche erzogen? Nora, von der ich zu sagen pflegte, sie sei wie die erste Dame im Lande! — Aber wir wurden mit Recht dafür bestraft! Ich überlasse Ihnen Alles, und will bezahlen, was Sie für den Knaben nöthig haben. Sein Sie ja darauf bedacht, daß die Sache ein Geheimniß bleibt, denn wir haben nie etwas von dem Vater gehört, und Niemand weiß, daß Nora einen noch lebenden Sohn hatte, wie ich, und meine Tochter Jane, und der Pfarrer Dale, und Sie — und Sie beide sind zuverlässige Gentlemen; — auch Jane wird ihr Wort halten, und ich bin alt, und werde bald in meinem Grabe sein — aber ich hoffe noch nicht, so lange der

arme John meiner bedarf. Wie könnte er ohne mich zurecht kommen? Wenn die Sache auskäme, Sir, so wäre es mein Tod. Der arme John ist ein hilfloses Geschöpf; Gott segne ihn! Mit aller Achtung Ihre Dienerin

M. Avenel."

Leonhard legte den Brief sehr ruhig hin, und außer einem leichten Heben seiner Brust und der bleichen Farbe seiner Lippen verriethen sich seine Gefühle nicht. Es ist ein Beweis, wie viel ursprüngliche Güte in seinem Herzen lag, daß die ersten Worte, die er aussprach, waren: „Dem Himmel sei Dank!"

Der Doctor erwartete diesen Dank nicht, und er war so betroffen darüber, daß er fragte: „Wofür?"

„Ich habe nichts zu bedauern oder zu beschuldigen in Betreff der Frau, die ich als meine Mutter kannte und ehrte. Ich bin nicht ihr Sohn — ihr ...."

Er hielt inne.

„Nein; aber sein Sie nicht strenge gegen Ihre rechte Mutter — die arme Nora!"

Leonhard brach plötzlich in einen Strom von Thränen aus.

„O, meine Mutter — meine todte Mutter! — Du, zu der ich eine so geheimnißvolle Liebe fühlte, — du, von der ich diese dichterischen Anlagen erbte — verzeihe mir! Hart gegen dich? — Wenn du doch noch lebtest, daß ich dich trösten könnte! Was mußt du gelitten haben!"

Diese Worte wurden schluchzend aus der Tiefe seines Herzens in abgebrochenen Sätzen gesprochen. Dann nahm er den Brief wieder, und seine Gedanken veränderten sich, als er von der Schande las, und von der Besorgniß so zu sagen über sein Dasein. Sein angeborner Stolz erwachte

wieder, und seine Thränen flossen nicht mehr. — „Schreiben Sie ihr,“ sagte er mit fester, entschiedener Stimme, „schreiben Sie Mistreß Avenel, daß ich sie nie wieder sehen, nie ihr in den Weg treten, nie ihrem reichen Sohne Schande machen will. Schreiben Sie ihr aber auch, daß ich mir selbst meine Lebensrichtung wählen, und keine Belohnung für Verborgenheit von ihr annehmen will. Schreiben Sie ihr, daß ich zwar keinen Namen habe, aber mir einen erwerben will.“

Einen Namen! War dies nur eine thörichte Prahlerei, oder war es eine jener plötzlich sich aufdringenden Ueberzeugungen, die niemals täuschen, unsere Zukunft für einen lichten Augenblick uns erhellen, und dann in die Dunkelheit zurückversinken?

„Ich zweifle nicht daran,“ sagte Doctor Morgan, der an seiner Begeisterung Theil nahm, „und vielleicht finden Sie einen Vater, der....“

„Einen Vater! — Wo ist er? — Was ist er? — Er lebt also? — Aber er hat mich verlassen — er muß sie verrathen haben! Ich bedarf seiner nicht. — Das Gesetz gibt mir keinen Vater!“

Die letztern Worte wurden mit bitterem Schmerze gesprochen, dann fuhr er in ruhigerem Tone fort: „Aber ich sollte wissen, wer es ist — da ich auch seinen Pfad nicht durchkreuzen darf.“

Doctor Morgan sah verlegen aus, und sann einige Zeit nach. „Nein,“ sagte er endlich, „da Sie schon so viel wissen, wird es am besten sein, wenn Sie Alles erfahren.“

Der Doctor theilte dann in einiger Ausführlichkeit mit, was wir hier kürzer nach seinem Berichte wiederholen wollen.

Nora Avenel verließ noch sehr jung ihr Geburtsdorf, oder vielmehr das Haus der Lady Lansmere, durch welche

sie erzogen worden war, um die Stelle einer Gouvernante oder Gesellschafterin in London anzunehmen. Eines Abends erschien sie plötzlich in dem Hause ihres Vaters, und beim ersten Anblicke ihrer Mutter sank sie bewußtlos zu Boden. Sie wurde zu Bette gebracht, und man ließ Doctor Morgan rufen, damals den berühmtesten Arzt der Stadt. In dieser Nacht wurde Leonhard geboren, und seine Mutter starb. Sie gelangte nicht wieder zum Bewußtsein, und hatte auch nie verständlich gesprochen, seitdem sie das Haus betrat. „Sie nannte daher nie Ihren Vater,“ sagte Doctor Morgan; „wir wußten nicht, wer es war.“

„Und wie,“ entgegnete Leonhard zornig, „wie konnte man es wagen, meine todte Mutter zu verleumden? — Wie wußte man, daß ich — daß ich nicht — nicht das Kind der Ehe war?“

„Nora hatte keinen Trauring am Finger; — man hatte nie etwas von ihrer Vermählung gehört; — das plötzliche und auffallende Erscheinen in ihres Vaters Hause, — ihre Aufregung beim Eintreten, so ungleich den einer Frau natürlichen Gefühlen, die in die Heimat ihrer Aeltern zurückkehrt — dies sind alle Beweise gegen sie. Herr Avenel hielt dieselben für stark, und ich auch. Sie haben ein Recht, zu glauben, daß wir zu hart urtheilten, — vielleicht war es der Fall.“

„Wurden denn keine Nachforschungen angestellt?“ fragte Leonhard traurig und nach langem Schweigen, „keine Nachforschungen, um zu erfahren, wer der Vater des mutterlosen Kindes sei?“

„Nachforschungen? — Mistreß Avenel würde lieber gestorben sein. Der Charakter Ihrer Großmutter ist sehr strenge. Wenn sie von Fürsten abstammte, von Cadvallader selbst,“

sagte der Doctor, „könnte sie nicht mehr Schrecken haben vor dem Gedanken an Schande. Selbst an der Leiche ihres todten Kindes, des Kindes, das sie am meisten geliebt hatte, dachte sie nur daran, wie dessen Name und Andenken vor Verdacht zu retten sei. Glücklicherweise war kein Gesinde im Hause, nur Mark Fairfield und seine Frau (Nora's Schwester), sie waren an demselben Tage zum Besuche gekommen."

„Mistreß Fairfield, die ihr eigenes, zwei bis drei Monate altes Kind säugte, nahm sich auch Ihrer an. Nora wurde begraben und das Geheimniß bewahrt. Niemand sonst von der Familie wußte davon, und außer mir nur noch der Pfarrer der Stadt, Herr Dale. Den Tag nach Ihrer Geburt entfernte sich Mistreß Fairfield, um der Entdeckung vorzubeugen, nach einem entlegenen Dorfe. Dort starb ihr Kind, und als sie nach Hazeldean zurückkehrte, wo ihr Mann wohnte, wurden Sie für den Sohn ausgegeben, der ihr gestorben war. Ich weiß, daß Mark wie ein Vater gegen Sie war, denn er hatte Nora geliebt — sie waren Kinder zusammen gewesen."

„Also sie kam nach London," murmelte Leonhard; „London ist mächtig und grausam. Sie war ohne Freunde, und sie wurde getäuscht; ich sehe Alles — ich verlange Nichts mehr zu wissen. Dieser Vater muß gewesen sein, wie die, von denen ich in Büchern gelesen habe. Sie zu lieben und ihr Unrecht zu thun, das kann ich begreifen; aber sie zu verlassen — keinen Besuch an ihrem Grabe, — keine Reue, — keine Erkundigung nach ihrem Kinde! — Gut! gut! Mistreß Avenel hat Recht. Wir wollen an ihn nicht mehr denken."

Der Diener klopfte an der Thüre, und steckte dann

seinen Kopf hinein. „Sir, die Damen werden sehr ungeduldig, und sagen, daß sie gehen wollen.“

„Sir,“ sagte Leonhard, indem er mit Ruhe wieder sich der Wirklichkeit seiner Umgebung zugewendet hatte, „entschuldigen Sie, daß ich Ihre Zeit so lange in Anspruch nahm. Ich gehe jetzt. Ich werde nie meiner Mut . . . — ich meine Mistreß Fairfield — etwas von dem andeuten, was ich erfahren habe, und überhaupt Niemand. Ich werde mir meinen Weg im Leben selbst bahnen. Will Herr Prickett mich behalten, so werde ich für jetzt bei ihm bleiben; aber ich wiederhole, ich kann Mistreß Avenel's Geld nicht annehmen, um Lehrling zu werden. Sir, Sie haben sich gütig und nachsichtig gegen mich gezeigt — der Himmel möge Sie belohnen!“

Der Doctor war zu gerührt, um antworten zu können. Er drückte Leonhard's Hand, und eine Minute darauf schloß sich die Thüre hinter dem namenlosen Knaben. Er stand allein in den Straßen Londons, und die Sonne sah ihn roth und drohend an, wie das böse Auge eines Feindes!

Neunzehntes Capitel.

Leonhard erschien an diesem Tage nicht in dem Laden des Herrn Prickett. Zwecklos ist es, zu schildern, wohin er wanderte, — was er litt, — was er dachte, — was er fühlte. Alles in ihm war Sturm. Spät in der Nacht kehrte er in seine einsame Wohnung zurück. Auf seinem Tische, vernachlässigt seit dem Morgen, stand Helenens Rosenstock. Er sah trocken und verwelkt aus. Sein Herz machte ihm Vorwürfe; er versorgte die arme Pflanze mit Wasser — vielleicht mit seinen Thränen.

Inzwischen beschloß Doctor Morgan nach einigen Er-

wägungen, ob er Mistreß Avenel Leonhard's Entdeckung und Auftrag mittheilen solle oder nicht, sie mit einer Unruhe und Besorgniß zu verschonen, die ihrer Gesundheit nachtheilig und an und für sich unnöthig sein möchte. Er antwortete mit kurzen Worten: „sie brauche sich keine Sorgen zu machen, daß Leonhard wieder in ihr Haus kommen werde; — er sei nicht geneigt, Lehrling zu werden; für jetzt aber wäre er untergebracht, und in einigen Wochen, wenn Doctor Morgan durch den Geschäftsmann, bei dem Leonhard eine Stelle habe, mehr von ihm erfahre, wollte er ihr von Deutschland aus schreiben." Dann ging er zu Herrn Prickett, sagte dem Buchhändler, er möge den jungen Mann für jetzt noch behalten, womit dieser auch einverstanden war, — bat ihn, denselben freundlich zu behandeln, sein Benehmen und seine Aufführung zu beobachten, und dem Doctor in seiner neuen Heimat am Rhein zu berichten, welcher Beruf für Leonhard am besten geeignet sei, und was ihm am meisten zusagen möchte. Der gutmüthige Homöopath theilte mit dem Buchhändler das für Leonhard bestimmte Gehalt, und ließ ein Viertel seiner Hälfte in voraus zurück. Er wußte zwar, daß er bezahlt werden würde, wenn er sich an Mistreß Avenel wenden wollte; aber da er selbst ein Mann von unabhängigem Geiste war, so stimmte er überein mit Leonhard's Gefühlen, und es erschien ihm wie eine Erniedrigung des Knaben, wenn er ihn — selbst in Geheim — mit Mistreß Avenel's Geld unterstütze, das ihn im Leben nicht erheben, sondern nur darniederbeugen könne. Im schlimmsten Falle war es eine Summe, die der Doctor entbehren konnte, und er hatte dann den Knaben in das Leben eingeführt.

Nachdem er so, wie er glaubte, sicher für Helene und

Leonhard gesorgt hatte, beschäftigte sich der Doctor mit seinen schließlichen Vorbereitungen für die Abreise. Er ließ bei Herrn Prickett ein kurzes Billet für Leonhard zurück, mit einigem guten Rathe und freundlichem Troste. In einem Postscripte fügte er hinzu, er habe Mistreß Avenel nicht mitgetheilt, was Leonhard von ihm erfahren; auch sei es am besten, sie in dieser Unwissenheit zu lassen. Zugleich hatte er sechs kleine Pülverchen zurückgelassen; „in Wasser zu nehmen, und alle vier Stunden einen Theelöffel voll — vortrefflich gegen Wuth und düstere Gedanken," schrieb der Doctor.

Am Abende des nächsten Tages befand sich der Doctor Morgan, begleitet von seinem Lieblingspatienten, mit dem chronischen Tic, den er überredet hatte, mit in die Verbannung zu gehen, auf dem nach Ostende bestimmten Dampfschiffe.

Leonhard setzte sein gewohntes Leben bei Prickett fort, aber die mit ihm stattgehabte Veränderung entging dem Buchhändler nicht. Seine kindliche Unbefangenheit hatte ihn ganz verlassen. Er war sehr abgeschlossen und schweigsam, und schien viel älter geworden zu sein. Ich werde mich nicht bemühen, diese Veränderung metaphysisch zu erörtern. Vermittelst der eigenen Aeußerungen Leonhard's dann und wann, wird der Leser das Herz des Knaben ergründen, und sich überzeugen, wie die Veränderung gewirkt hatte und noch wirkte. Er ist nicht mehr das glückliche, träumende Bauerngenie, das mit trunkenen, unverblendeten Augen nach dem Ruhme blickte. Er ist ein Mann, der plötzlich die frühern häuslichen Bande abgeworfen hat, — sich großer Kräfte bewußt, aber auf allen Seiten von eisernen Schranken umgeben, — allein mit der harten Wirk-

lichkeit und dem grausamen London; und wenn er wieder einen Schimmer des verlornen Helikon erblickt, bemerkt er, wo er sonst die Muse sah, eine bleiche, schwermüthige Gestalt, die verschämt ihr Gesicht verhüllt — die Gestalt der traurigen Mutter, deren Kind keinen Namen, selbst nicht den bescheidensten, unter den Familien der Menschen hat!

Am zweiten Abende nach Doctor Morgan's Abreise, als Leonhard eben den Laden verlassen wollte, trat ein Kunde ein mit einem Buche in der Hand, welches er dem Ladendiener entrissen hatte, der von außerhalb die Bände für die Nacht hineinbrachte.

„Herr Prickett! Herr Prickett!" sagte der Kunde, Sie sollten sich schämen, daß Sie für dieses Werk in zwei Bänden die Summe von acht Schilling verlangen."

Herr Prickett trat aus dem cymerischen Dunkel eines Winkels hervor, und erwiederte: „Wie, Herr Burley, sind Sie es? Ohne Ihre Stimme zu hören, würde ich Sie nicht erkannt haben."

„Der Mensch ist wie ein Buch, Herr Prickett, und die Meisten sehen nur auf den Einband. Ich bin allerdings jetzt besser eingebunden."

Leonhard sah den Fremden an, welcher jetzt unter der Gaslampe stand, und er glaubte, sein Gesicht zu erkennen. Er betrachtete ihn abermals; ja, es war der Barschfischer, den er am Ufer der Brent kennen gelernt, und der ihn vor dem verlornen Fische und der zerrissenen Angelschnur gewarnt hatte.

Herr Burley, fortfahrend: „Aber „die Kunst des Denkens" — Sie verlangen acht Schilling für die „Kunst des Denkens!"

Herr Prickett: „Wohlfeil genug, Herr Burley, — es ist ein wohlerhaltenes Exemplar."

Herr Burley: „Sie Wucherer! Ich verkaufte es Ihnen für drei Schilling. Sie wollen also mehr als hundert und fünfzig Procent durch meine „Kunst des Denkens" gewinnen?"

Herr Prickett, stotternd und verlegen: „Sie verkauften es mir? Ah! jetzt erinnere ich mich! Aber ich gab Ihnen mehr wie drei Schilling. — Sie vergessen — auch noch zwei Glas Grog . . . ."

Herr Burley: „Die Gastfreundschaft ist nicht mit anzuschlagen, Sir. Wenn Sie diese verkaufen, so sind Sie nicht würdig, meine „Kunst des Denkens" zu besitzen. Ich nehme Sie zurück. Hier sind drei Schilling, und noch ein Schilling für Zinsen. Nein; da ich mir es überlege, statt des Schillings will ich Ihre Gastfreundschaft erwiedern, und sobald Sie mir begegnen, sollen Sie zwei Glas Grog von mir haben."

Herr Prickett sah nicht froh aus; aber er wendete nichts dagegen ein. Herr Burley steckte das Buch in die Tasche, und sah sich andere Werke an. Er kaufte ein altes Anekdotenbuch, einen einzelnen Band der Lustspiele von Destouches, bezahlte diese Bücher, steckte sie ebenfalls in die Tasche, und wollte sich entfernen, als er Leonhard bemerkte, der jetzt in der Thüre stand.

„Hm! Wer ist das?" flisterte er Herrn Prickett zu.

„Ein Gehilfe von mir; ein sehr gebildeter junger Mann."

Herr Burley betrachtete Leonhard vom Kopfe bis zu den Füßen.

„Wir sind uns schon früher begegnet, Sir; aber Sie

sehen aus, als wenn Sie nach der Brent zurückgekehrt wären, und nach meinem Barsch gefischt hätten.»

„Wohl möglich, Sir," antwortete Leonhard; „aber meine Angelschnur ist zähe, und noch nicht zerrissen, obgleich der Fisch sie unter die Baumwurzeln zieht, und sich im Moder verbirgt.»

Er zog seinen Hut, verbeugte sich leicht, und entfernte sich.

„Er ist allerdings gebildet," sagte Herr Burley zu dem Buchhändler; „er versteht die Allegorie."

Herr Prickett: „Der arme Jüngling! Er kam nach London in der Absicht, Schriftsteller zu werden; — Sie wissen, was das heißt, Herr Burley?"

Herr Burley, mit einer Miene stolzer Würde: „Ja, Bücherkenner! Ein Schriftsteller ist ein Wesen zwischen Götter und Menschen, das in einem Palaste wohnen und auf öffentliche Kosten mit Ortolanen und Tokayer verpflegt werden sollte; sein Ruhebett müßten Eiderdunen sein, und seidene Vorhänge ihn schützen vor den Sorgen des Lebens. Er sollte nichts zu thun haben, wie Bücher auf Tischen von Cedernholz schreiben, und in einer vergoldeten Gondel nach Barschen fischen. So wird es auch werden, wenn das Zeitalter seine Roheit verliert, und seine Wohlthäter kennen lernt. — Inzwischen, Sir, lade ich Sie in meine Wohnung ein, und will Ihnen so lange Grog vorsetzen, als ich ihn bezahlen kann: und wenn mir dies nicht mehr möglich ist, dann können Sie mich bewirthen."

Herr Prickett murmelte: „Das wäre ein schlechter Handel," als Herr Burley mit dem Kinn in der Luft auf die Straße schritt..

Zwanzigstes Capitel.

Anfangs war Leonhard immer durch die belebten Straßen zurückgekehrt — das Gedränge hatte seine Lebensgeister aufgeregt; — aber in den letzten zwei Tagen, seit der Entdeckung seiner Geburt, wählte er den weniger besuchten Gang auf dem neuen Wege.

Er hatte eben jenen Theil dieser Gegend erreicht, in welcher die Steinhauer ihre Grabmäler aufstellten, und zugleich Statuen für Gärten. Er blieb stehen, und betrachtete eine Säule, auf welcher eine halb von einem Trauermantel bedeckte Urne stand, als seine Schulter leicht berührt wurde, und indem er sich schnell umwendete, sah er Herrn Burley hinter sich stehen.

„Entschuldigen Sie, Sir; aber Sie verstehen das Barschfischen, und da wir uns auf demselben Wege finden, würde es mir angenehm sein, näher mit Ihnen bekannt zu werden. Ich höre, Sie wünschen, einst Schriftsteller zu werden. Ich bin ein Schriftsteller."

Leonhard hatte seines Wissens noch nie einen Schriftsteller gesehen, und ein trauriges Lächeln umschwebte seine Lippen, als er den Barschfischer betrachtete.

Herr Burley war seit ihrer ersten Zusammenkunft an dem kleinen Flusse ganz anders gekleidet. Er sah viel weniger wie ein Schriftsteller, aber vielleicht mehr wie ein Barschfischer aus. Er hatte einen neuen weißen Hut auf einer Seite des Kopfes sitzen, — einen neuen grünen Ueberrock, — neue graue Beinkleider — und neue Stiefel. In der Hand trug er einen Fischbeinstock mit einem silbernen Griffe. Sein ganzes Wesen hatte etwas Uebermüthiges, Landstreicherartiges, und um uns eines Modewortes zu bedienen, etwas „Tigerhaftes."

So gemein aber auch seine Tracht war, schien er selbst dies nicht zu sein, sondern vielmehr excentrisch, und die Schranken des Hergebrachten etwas überschreitend. Sein Gesicht sah bleicher und aufgeblasener aus, wie früher, seine Nasenspitze röther; aber seine Augen funkelten noch lebhafter, und in den Winkeln seiner sinnlichen humoristischen Lippen sprach sich Selbstgefühl aus.

„Sie sind ein Schriftsteller?" wiederholte Leonhard. „Gut; und was sagen Sie zu diesem Berufe? — Jene Säule unterstützt eine Urne. Die Säule ist schlank und die Urne ist anmuthig. Aber hier am Wege ist sie nicht an ihrer rechten Stelle; was meinen Sie dazu?"

Herr Burley: „Sie würde sich besser auf dem Kirchhofe ausnehmen."

Leonhard: „So dachte ich auch .... und Sie sind ein Schriftsteller?"

Herr Burley: „Ah! ich sagte schon, daß Sie viel Sinn für Allegorien haben. Sie glauben also, ein Schriftsteller nimmt sich besser aus auf einem Kirchhofe, wenn Sie ihn nur als eine verhüllte Urne im Mondscheine sehen, wie unter der Gaslampe in einem weißen Hute mit einer rothen Nasenspitze? An und für sich haben Sie Recht; aber, mit Ihrer Erlaubniß, der Schriftsteller möchte lieber bleiben, wo er ist. Lassen Sie uns weiter gehen." Die beiden Männer fühlten Theilnahme für einander, und sie gingen einige Schritte schweigsam zusammen.

„Um auf die Urne zurückzukommen," sagte Herr Burley: „Sie denken an den Ruhm und an Kirchhöfe; natürlich genug, bevor die Täuschung erstirbt; ich denke an den Augenblick, an das Dasein, und ich lache über den Ruhm. Der Ruhm, Sir, ist kein Glas kalten Branntweins ohne

Zucker werth, und was läßt sich in der Westmünsterabtei vergleichen mit einem Glas warmen Branntweins mit Zucker, und fünf Schilling in der Tasche, die man ausgeben kann, wie man will!"

„Sprechen Sie weiter, Sir, — ich möchte Sie noch sprechen hören. — Lassen Sie mich zuhören und schweigen." Leonhard zog seinen Hut über die Stirn, und gab seinen düstern, unruhigen Geist seinem neuen Bekannten hin.

Und John Burley schwatzte weiter. Es war ein gefährliches und bezauberndes Geschwätz, das eines gesunkenen großen Geistes, — eine Schlange, die ihre Länge auf dem Boden bezeichnete, und in glänzenden, wechselnden bunten Farben schillerte, als sie dahinkroch, — eine Schlange, aber ohne die Bosheit einer Schlange. Wenn John Burley täuschte und in Versuchung führte, so beabsichtigte er es nicht; — er kroch und er glänzte mit derselben Aufrichtigkeit. Keine Taube konnte argloser sein.

Ueber den Ruhm lachend, verweilte er doch mit beredsamer Begeisterung bei den Freuden der Schriftstellerei. „Was kümmert es mich, was die Menschen draußen von den Worten sagen und denken werden, die mir in die Feder kommen?" sagte er. „Wenn Sie an das Publicum denken, an Urnen und an Lorbern, während Sie schreiben, so sind Sie kein Genie; Sie sind nicht geeignet zum Schriftsteller. Ich schreibe, weil es mir Freude macht, — weil es in meinem Wesen liegt. Sind meine Gedanken niedergeschrieben, so kümmere ich mich nicht darum, was aus ihnen wird, eben so wenig wie die Lerche um die Wirkung sich kümmert, die ihr Gesang auf den Landmann macht, den sie zum Pfluge erweckt. Der Dichter, wie die Lerche, singt von seinem Wachtthurme in den Wolken. Ist dies wahr?"

„Ja; sehr wahr!"

„Was kann uns dieser Freuden berauben? Der Buchhändler will nicht kaufen; das Publicum will nicht lesen. Mögen sie schlafen an dem Fuße der Engelsleiter — wir ersteigen sie doch. Dann gewöhnt man sich auch an eine so gutmüthige Lucianische Verachtung der Menschen! Man bedarf so wenig von ihnen, wenn man weiß, was man selbst werth ist, und was sie werth sind. Sie sind nur so viel werth, wie das Geld, das man von ihnen gewinnen kann, um zu leben. Unser Leben — es ist uns so viel werth, und ihre Freuden, die ihnen so gemein sind, wir können sie ihnen golden und königlich machen. Glauben Sie, daß Burns, der im Wirthshause mit den Bauern zechte, nur Bier und Branntwein trank, wie sie? — Nein, er schlürfte Nektar, — seine eigenen ambrosischen Gedanken, — sich ergötzend an dem Gelächter der Götter. Das gemeine menschliche Getränk war nur nöthig, um seinen Geist vom Staube zu entfesseln, ihn des Flausrockes und der Lederhosen zu entkleiden, und ihn in das Gewand des Sängers zu hüllen, das weit hinaus in den Himmel schwebt. Das Bier oder der Branntwein waren nur dazu nöthig, und dann verwandelten sie sich gleich in den Trank der Hebe. Aber kommen Sie; Sie kennen dies Leben noch nicht — Sie wissen noch nichts davon. Kommen Sie heute Abend mit mir! Ich habe Geld — ich will so freigebig damit sein, wie Alexander, als er nur die Hoffnung zu seinem Antheile wählte. Kommen Sie mit mir!"

„Wohin?"

„Zu meinem Throne! Auf diesem Throne saß zuletzt Edmund Kean — ein trefflicher Mime. Ich bin sein Nachfolger. Wir wollen sehen, ob wirklich jene wilden Söhne

des Genies, deren man nur erwähnt, um eine moralische Lehre einzuprägen und eine Erzählung auszuschmücken, Gegenstände des Mitleids waren. Nüchterne Pfahlbürger wollen einen Savage und einen Morland, einen Porson und einen Burns bedauern!»

„Oder einen Chatterton!» fügte Leonhard düster hinzu.

„Chatterton war ein Betrüger in Allem; er heuchelte Ausschweifungen, die er nie kannte. Er ein Bacchant, — ein munterer Zechgeselle! er! — Nein! Wir wollen noch mehr von ihm sprechen. — Kommen Sie!»

Leonhard ging mit.

Einundzwanzigstes Capitel.

Welches Zimmer, und welcher Tabaksrauch und welcher Gasdampf! Die weißgetünchten Wände, und die Kupferstiche von Schauspielern in ihrer Theatertracht und in verschiedenen Scenen; selbst Schauspieler, noch aus jener untergegangenen Augustinischen Zeit, als die Bühne einen wirklichen belebenden Einfluß auf die Sitten hatte. Da war Betterton in der Perrücke und dem Mantel, als Cato moralisirend über die Unsterblichkeit des Geistes, und mitten inne zwischen Plato und dem Dolch. Da war Woodward, als der vornehme Herr mit dem unnachahmlichen, übermüthigen und sorglosen Wesen der Helden von Wicherley, und Congreve und Farquhar. Da war der muntere Quin als Fallstaff mit seinem runden Schilde und dem fetten, runden Bauche. Da war Colly Cibber in Brokat, eine Prise nehmend wie mit seinem „Lord," den Daumen und Zeigefinger in die Luft erhoben, und den

Zuschauer, wie Beifall heischend, ansehend. Da war Macklin als Shylock mit dem Messer in der Hand, und Kemble in der feierlichen Tracht des Dänen, und Kean an der Ehrenstelle über dem Kamine.

Wenn wir plötzlich dem praktischen Leben mit seinen Alltagsmenschen entfliehen, und den Porträts dieser einzigen Helden der Welt uns zuwenden — phantastisch und in den Kleidern, worin sie eine Stunde auf der Bühne einherschritten, — so liegt in dem Anblicke etwas, das einen innern Sinn in uns anregt; denn wir alle haben ein inneres Gefühl irgend eines von unserm alltäglichen verschiedenen Daseins, welches fern von St. James und St. Giles, von den Gerichtshöfen und der Bank, seinen Weg in Schrecken oder in Lust, in Lächeln oder in Thränen, durch ein unbestimmtes magisches Land der Dichter verfolgt. — Seht diese Schauspieler dort! Sie sind die Menschen, die jenes Dasein lebten, denen unsere Welt die falsche, denen die eingebildete die wirkliche war. Horchte selbst Shakespeare in seinem Leben je auf den Beifall, der die Darsteller seiner luftigen Bilder begrüßte? — Kinder der vergänglichsten der Künste, schwankende Schatten auf strömendem Gewässer, wenn auch von den festen Sternen herabgeworfen, ward ihr nicht glücklicher, wie wir, die in der Wirklichkeit leben? Wie fremd müßt ihr euch fühlen auf der großen Wanderung, die ihr jetzt durch die Ewigkeit anstellt! Keine Rollenbücher, — keine Lampen, — nichts von Congreve und Shakespeare wird dort aufgeführt! Für welche Rollen im Himmel haben eure Studien auf Erden euch befähigt? Euer letztes Geschick ist eine schwierige Frage. Wir begrüßen eure Bilder und wir gehen weiter!

Dort an den weißgetünchten Wänden sah man auch die Porträts roherer Nebenbuhler auf dem Schauplatze des Ruhmes; aber auch sie hatten sich eines Beifalls erfreut, noch wärmer wie der, den Shakespeare von seinem Zeitalter erhielt; die Helden des Boxens und des Faustkampfes — Cribb und Molyneux und Dutch Sane. Zwischen diesen sah man ein altes Gemälde von Newmarket im Anfange des letzten Jahrhunderts, und mehrere Kupferstiche nach Hogarth. Aber Dichter waren auch dort; Dichter, von denen sich voraussetzen ließ, daß sie muntere Gesellen waren, die in solcher Gesellschaft sich heimisch fühlen konnten: Shakespeare natürlich, mit seiner ruhigen Stirn; Ben Johnson, mit seinem düstern Blicke; Burns und Byron dicht neben einander. Aber das auffallendste von allen diesen verschiedenartigen Kunstwerken war ein Kupferstich von William Pitt in ganzer Gestalt, — von William Pitt, dem strengen und gebieterischen. Wie gerieth er unter diese Faustkämpfer, Schauspieler und Dichter? Es war wie eine Beleidigung gegen sein erhabenes Andenken. Aber da stand er, sehr aufrecht, und mit einer Miene unaussprechlichen Widerwillens, mit seiner aufgeworfenen Lippe und den aufwärts strebenden Nasenflügeln. Die Porträts an den Wänden waren wie der Mischmasch in den Geistern gewöhnlicher Menschen — wie die verschiedenartigen Gemälde der „Berühmten," die in deinen Gesellschaftszimmern hängen, o Publicum! Schauspieler und Faustkämpfer, Dichter und Staatsmänner, alles ohne Zusammenhang und unpassend durcheinander; alle, die du einen Augenblick gesehen oder gehört hast, und deren Namen die Zeitungen füllten, o mein Publicum!"

Und die Gesellschaft? Unbeschreiblich! Schauspieler von

kleinen Theatern außer Beschäftigung; — bleiche Knaben mit eingefallenen Wangen, wahrscheinlich die Söhne würdiger Handelsleute, die ihr Bestes thaten, um die Herzen ihrer Väter zu brechen; — hier und da die scharfen Züge eines Juden. Auch sah man wohl das neugierige, staunende Gesicht eines Neulings in der Stadt, und Männer von reifem Alter, und grauhaarigte, und unter ihnen eine merkwürdig große Anzahl mit gerötheten Gesichtern und mit Bacchusnasen. Als John Burley eintrat, erhob sich ein Bewillkommnungsgeschrei, das William Pitt in seinem Rahmen erschütterte ein Füßestampfen und „hallo!" und Hurrahrufe für Burley John! Der Herr, der in seiner Abwesenheit den großen ledernen Armstuhl eingenommen hatte, trat ihn sofort an John Burley ab, und Leonhard stellte sich neben ihn mit seinem ernsten, beobachtenden Auge und dem halb traurigen, halb spöttischen Ausdrucke um seine Lippen. Es herrschte eine namenlose, erwartungsvolle Aufmerksamkeit in der Versammlung, wie in der Oper, wenn eine berühmte Sängerin an die Lampen tritt, und beginnt „Di tanti palpiti!" — Die Zeit entflieht. Seht nach der Schwarzwälderuhr über der Thüre; eine halbe Stunde! John Burley beginnt warm zu werden. Seine Augen erglänzen noch feuriger; seine Stimme erweicht sich zu einem wohlgefälligen Ausdrucke.

„Heute Abends wird er ausgezeichnet sein," flisterte ein hagerer Mann, der an der andern Seite neben Leonhard saß, und wie ein Schneider aussah.

Die Zeit entflieht; eine Stunde! Seht wieder nach der Schwarzwälderuhr. John Burley ist großartig; er ist in seinem Zenith, in seinem Culminationspuncte. Welche ausgelassenen Späße! — welch üppiger Humor! — Wie

der Rabelais sich in seinem Armstuhle wiegt! Unter dem Schaume und Aufsprudeln seiner Scherze ist der Mann des Geistes so klar wie Goldsand unter einem Flusse. So viel Witz und so viel Wahrheit; und bisweilen ein solcher Strom dahinbrausender Beredsamkeit! — Alle sind jetzt Zuhörer, schweigend, außer in Ausbrüchen des Beifalls. Auch Leonhard hörte zu. Nicht — wie er noch vor einigen Abenden zugehört haben würde — in unschuldigem, harmlosem Entzücken; nein, sein Geist hat in dieser Zeit viele Sorgen und Leidenschaften überstanden, und er ist noch ungeordnet, selbst über der Freude brütend, wie über einem Räthsel, das zu erforschen ist. Die Gläser werden immer wieder gefüllt, und der Ausdruck der Gesichter verändert sich, und hier und da wird gestammelt und gestottert, und Burley läßt seinen Kopf auf die Brust sinken und schweigt. Plötzlich stimmen sieben von der Gesellschaft ein wildes, ausgelassenes Trinklied an. Der Tabaksdampf wird immer dichter, und das Gaslicht nimmt einen trüben Schein an. John Burley's Augen beginnen einen matten Ausdruck zu zeigen.

Seht wieder nach der Schwarzwälderuhr; zwei Stunden sind vorüber! John Burley spricht wieder, aber mit schwerer und heiserer Stimme, und mit wildem Lachen, und, o Götter! er spricht solchen Unsinn und Wirrwar, und die Zuhörer stimmen ein brüllendes Gelächter an, und halten es für geistreicher, als vorher. Leonhard, der bisher Vergleichungen zwischen seinem Geiste und dem des Riesen angestellt und zu sich gesagt hatte: „er ist außer meinem Bereiche" — findet den Riesen jetzt kleiner und kleiner werden, und sagt zu sich selbst: „er ist doch nur von gewöhnlicher menschlicher Größe."

Seht wieder nach der Schwarzwälderuhr; drei Stunden sind vorüber! Ist John Burley jetzt von gewöhnlicher menschlicher Größe? Nein; der Mensch selbst ist von dem Schauplatze verschwunden, sein Geist ihm entwendet, seine Gestalt verändert durch den Dampf des Rauches und den Dunst der erschöpften Bowle. Leonhard sah sich um, und erblickte nur die Schweine der Circe — einige auf dem Fußboden; — einige an den Wänden taumelnd; — einige an den Tischen sich umhalsend; — einige im Kampfe begriffen oder im Gezänke; — einige weinend und schluchzend. Der göttliche Funken ist entflohen aus dem menschlichen Gesichte; das Wesen, das Mensch gewesen war, wird immer mehr zum Thiere. John Burley, noch unbesiegt, aber seiner Sinne nicht mehr ganz mächtig, hielt sich für einen Prediger, und stammelte eine traurige Rede über die Kürze des Lebens, begleitet von salbungsvollem Schluchzen, und dann und wann vernahm man mitten in seinem verwirrten Geschwätze einen geistreichen Satz, den Jeremy Taylor selbst beneidet haben würde, versank dann aber gleich wieder unter die Rhetorik der Muggletonianer. Die Aufwärter standen in den Thüren, zuhörend und lachend, und bereit, Wagen und Kutschen herbeizurufen. Plötzlich erlöschte das Gaslicht, indem Jemand die Schrauben zugedreht hatte, und Alles war dunkel, wie in einer Grube, und Geheul und Gelächter, wie der Verdammten, erklang durch das Pandemonium. Aus dem schwarzen, mit Dämpfen aller Art geschwängerten Dunste trat Leonhard in's Freie, und die stillen Sterne funkelten ihm über die dunklen Dächer entgegen.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Gut, Leonhard; du zeigtest hier zum ersten Male, daß du das Eisen, aus welchem wahre Mannheit geschmiedet und gebildet wird, in dir hast. Du erfreust dich der Kraft, Widerstand leisten zu können. Er trat nüchtern und unverdorben aus der wüsten Orgie, so wie jener Stern oben hinter der dunkeln Wolke hervorkam.

Er hatte einen Hausschlüssel zu seiner Wohnung. Er trat ein, und stieg geräuschlos die krachende hölzerne Treppe hinauf. Der Morgen dämmerte schon. Er ging an sein Fenster, und öffnete es. Die grüne Ulme auf dem Hofe des Zimmermannes sah so frisch aus, als sei sie in entfernten Einsamkeiten, ungetrübt von dem Rauche und Dampfe von Babylon, gewachsen.

„Natur, Natur!" murmelte Leonhard; „ich höre jetzt deine Stimme. Dies beruhigt; dies erkräftigt. Aber der Kampf ist schrecklich. Hier Verzweiflung am Leben, — dort Glauben an das Leben. Die Natur denkt an keines von beiden, und lebt heiter fort."

Jetzt hüpfte ein Vogel aus dem Laube des Baumes hervor und hüpfte auf der Erde unten, so daß Leonhard ihn nicht mehr sehen konnte; aber er hörte seinen Gesang. Er erweckte damit seine Gefährten — es erhoben sich viele Flügel in der Luft, und die Wolken rötheten sich gegen Osten.

Leonhard seufzte, und trat vom Fenster. Auf dem Tische neben Helenens Rosenstock, über den er sich traurig beugte, lag ein Brief. Er hatte ihn bisher nicht bemerkt. Er war von Helenens Hand. Er nahm ihn, und las ihn bei dem reinen, gesunden Lichtschimmer des Morgens:

„O! mein theurer Bruder Leonhard; werden dich

diese Zeilen gesund finden, und — ich wage nicht zu sagen, glücklicher — aber weniger traurig, wie damals, als wir uns trennten? Ich schreibe dies knieend, so daß es mir scheint, als schriebe und betete ich zugleich. Du kannst mich morgen Abend besuchen, Leonhard. Komm zu mir — wir wollen zusammen in diesem schönen Garten lustwandeln, und es ist in demselben eine Jasminlaube, von der wir London übersehen können. Ich habe so oft — so oft — dort hinab geblickt, ob ich die Dächer unserer kleinen Straße sehen könnte, und habe mir gedacht, ich sähe unsern lieben Ulmbaum.»

»Miß Starke ist sehr freundlich gegen mich, und ich denke, wenn ich dich gesehen habe, werde ich glücklich hier sein — das heißt, wenn du glücklich bist.»

„Deine dankbare Schwester
Helene.»

»Postscript: Unser Haus kannst du leicht finden; es liegt links nahe an der Höhe des Hügels, einen Heckengang hinauf, an welchem an der einen Seite Kastanienbäume stehen. Ich werde dich am Thore erwarten.»

Leonhard's Stirn erheiterte sich; er sah wieder aus wie sein früheres Ich. Aus dem dunklen Meere seines Herzens lächelte das milde Antlitz eines Kindes, und die Wogen beruhigten sich, wie auf das Wort eines Zauberers.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

„Wer ist dieser Herr Burley, und was hat er geschrieben?» fragte Leonhard Herrn Prickett, als er in den Laden zurückkehrte.

Wir wollen diese Frage selbst beantworten: denn wir wissen mehr von Burley, wie Herr Prickett.

John Burley war der einzige Sohn eines armen Geistlichen in einem Dorfe bei Ealing, der gespart und zusammengescharrt hatte, um seinen Sohn nach einer trefflichen Provinzialschule in einer nördlichen Grafschaft, und dann in das College zu schicken. In dem letztern machte sich während des ersten Jahres der junge Burley seinen Mitschülern bemerklich durch seine dicken Schuhe und sein grobes Leinenzeug, und den Lehrern durch seinen Fleiß und seine Kenntnisse, so daß man die lebhaftesten Hoffnungen für ihn hegte. Im Anfange des zweiten Jahres brachen seine, bisher durch das Studium unterdrückten Lebensgeister hervor. Das Lesen war ihm leicht geworden; er schüttelte seine Aufgaben, so zu sagen, aus dem Aermel. Er widmete seine Mußestunden keineswegs Sokratischen Symposien. Er gerieth unter eine ausschweifende, trunksüchtige Gesellschaft, und dadurch in alle Arten von Verlegenheiten. Die Lehrer waren anfangs freundlich und nachsichtig in ihren Ermahnungen, denn sie achteten seine Fähigkeiten, und hofften noch, er könne eine Ehre der Universität werden. Endlich kam er aber betrunken in ein Examen, und schrieb Aufsätze in der Manier des Aristophanes mit trefflichen Scherzen über die Dons und Perrückenköpfe. Die Beleidigung war um so größer, und erschien um so absichtlicher, als sie in griechischer Sprache erfolgt war. John Burley ward ausgewiesen. Er kehrte in das Haus seines Vaters zurück als ein unglücklicher Mann, denn bei allen seinen Thorheiten hatte er ein gutes Herz. Von bösen Beispielen entfernt, war sein Leben ein Jahr lang tadellos. Er wurde als Unterlehrer in die Schule zugelassen, in welcher er Unterricht als Schüler erhalten hatte. Diese Schule befand sich in einer großen Stadt. John Burley wurde Mitglied eines Clubs von Geschäftsleuten, und brachte

in jeder Woche drei Abende dort zu. Seine erstaunlichen Unterhaltungs- und geselligen Talente entwickelten sich hier. Er ward das Orakel des Clubs, und diese Gesellschaft, welche die nüchternste und ruhigste gewesen war, in welcher ernste Familienväter je eine Pfeife rauchten oder ein Glas Bier schlürften, wurden unter des Herrn Burley Auspicien so ausgelassen und munter, wie jene, in welcher das alte griechische Ziegenlied dem Bacchus gesungen ward. Dies konnte nicht so hingehen; es entstand in den Straßen in einer Nacht ein großer Aufruhr, und am nächsten Morgen wurde der Unterlehrer entlassen. Zum Glück für John Burley's Gewissen war sein Vater schon vorher gestorben — in Hoffnung der Besserung seines Sohnes. Herr Burley hatte Bekanntschaft mit dem Herausgeber der Grafschaftszeitung gemacht, und ihm einige gute politische Artikel gegeben; denn er war, wie Parr und Porson, ein ausgezeichneter Politiker. Der Zeitungseigenthümer gab ihm Briefe an Journalisten in London, und John kam nach der Hauptstadt, und wurde an einer sehr achtbaren Zeitung beschäftigt. Im College hatte er Audley Egerton, wenn auch nur oberflächlich, gekannt, und dieser Herr erhob sich damals zu großem Rufe im Parlamente. Burley stimmte mit einer Frage überein, in welcher Audley sich ausgezeichnet hatte, und schrieb einen sehr guten Artikel darüber — so gut, daß Egerton sich nach dem Verfasser erkundigte, und beschloß, für ihn zu sorgen, wenn er selbst zu einer Stellung gelangt sei. Aber Burley war nicht so leicht zu versorgen. Er verlor bald seine Beschäftigung bei der Zeitung. Erstens war er so unregelmäßig, daß man sich nie auf ihn verlassen konnte; zweitens hatte er ehrliche, aber excentrische Ansichten, die auf die Dauer keiner Partei ganz zusagen konnten. Einer seiner

Artikel, den man unbedachtsam zuließ, hatte die Eigenthümer und die Leser der Zeitung mit Entsetzen erfüllt. Er war den Grundsätzen, welche die Zeitung vertheidigte, durchaus zuwider, und verglich ihren Lieblingsstaatsmann mit Catilina. John Burley schloß sich jetzt ein, und schrieb Bücher. Er schrieb zwei bis drei, sehr geistreich, aber nicht nach dem allgemeinen Geschmacke — abstract und gelehrt, voll von Einfällen, welche ergötzlich für die Menge waren, und mit Griechisch gespickt. Er gewann jedoch einiges Geld, und unter Gelehrten einigen Ruf. Audley Egerton gelangte jetzt zur Macht, und verschaffte ihm, wenn auch mit vieler Mühe — denn man hatte viele Vorurtheile gegen diesen wunderlichen Sohn der Musen — eine Anstellung.

Er versah sie einen Monat, und gab sie dann freiwillig auf. »Mein Stück Brot und meine Freiheit!« sagte John Burley, und er zog sich in ein Dachstübchen zurück. Seit jener Zeit bis jetzt lebte er — der Himmel weiß wie! Die Literatur ist ein Geschäft wie jedes andere; John Burley wurde immer mehr unfähig zu Geschäften. Er konnte nicht um Tagelohn arbeiten, sagte er; er schrieb, wenn er Lust und Laune hatte, oder wenn der letzte Penny in seiner Tasche war, oder wenn er sich im Schuldgefängnisse befand, was ihm durchschnittlich jedes Jahr zweimal widerfuhr. Er konnte meist verkaufen, was er geschrieben hatte, aber Niemand wollte ihm Aufträge geben. Magazine und andere periodische Schriften nahmen sehr gerne seine Artikel, aber sie mußten anonym sein; auch wurde sein Styl nicht immer entdeckt, denn er konnte ihn mit der Leichtigkeit einer geübten Feder verändern. Audley Egerton blieb sein bester Kunde, denn über einige Fragen, die sich auf die Metaphysik der Politik bezogen, wie Gesetzreformen und Staats-

wissenschaften, schrieb Niemand mit so viel Kraft, wie John Burley. Audley Egerton war der einzige Mann, welchem John Burley immer zu Diensten stand, für den er ein Trinkgelage aufgeben, und Lohnarbeit thun konnte; denn John Burley war von Natur aus dankbar, und er fühlte, daß Egerton sich wirklich bemüht hatte, ihm nützlich zu sein. Es verhielt sich wirklich so, wie er Leonhard an der Brent gesagt hatte, nämlich selbst nachdem er seine Stelle in London aufgegeben, war ihm vom Minister eine in Jamaika, und eine in Indien angeboten worden. Wahrscheinlich hielten ihn aber noch andere Reize, wie die des einäugigten Barsch, in der Nähe London's zurück. Bei allen Fehlern seines Charakters und Benehmens hatte John Burley doch einige treffliche Eigenschaften. Allerdings war er gegen sich selbst der größte Feind, aber man konnte kaum sagen, daß er außerdem noch einen andern Feind habe. Selbst wenn er einen glücklichern Schriftsteller kritisirte, war er gutmüthig, sogar in seiner Satyre; er hatte keine Galle, keinen Neid. Boshafte Persönlichkeiten kannte er so wenig, daß er darin ein Vorbild für alle Kritiker hätte sein können; nur in der Politik wurde er bisweilen wild und heftig. Sein Liebe zur Unabhängigkeit war zwar übertrieben, aber nicht ohne Größe. Kein Schmeichler und Heuchler, kein literarischer Bettler, kein Subscribentensammler und Stellenjäger, bestand er sogar in seinen Verhandlungen mit Audley Egerton darauf, den Preis für seine Arbeiten selbst zu bestimmen. Da die von Audley verlangten Artikel viel Nachschlagen und Eingehen auf Details erheischten, was nicht ganz nach seinem Geschmacke war, so hielt er sich für berechtigt, das Honorar etwas höher zu stellen, wie der Herausgeber des Journals, worin

die Artikel erschienen, zu bewilligen pflegte. Er bestimmte aber seinen Extrapreis selbst, wie er auch gegen einen Buchhändler es gethan haben würde. Er wußte wohl, wenn er in Schulden und im Gefängniß war, daß einige Zeilen an Egerton ihn befreit haben würden; aber schrieb diese nie. Er wollte nur von seiner Feder abhängig sein, — tauchte sie hastig in die Tinte, und schrieb sich selbst wieder frei. Sein schlimmster Fehler war offenbar das unheilbare Laster des Trunkes, und der gewöhnliche Begleiter desselben — der Verkehr mit untergeordneter Gesellschaft. König der Zigeuner zu sein, — durch seinen wilden Humor die rohen, ungebildeten Naturen, die sich um ihn versammelten, zu erheitern, und bisweilen sogar durch seine phantastische Beredsamkeit zu begeistern, — dies war ein Königthum, das ihn für alle Aufopferung edler Würde belohnte; eine Narrenkrone, die er gegen keine kaiserliche vertanscht haben würde. Um die Talente von John Burley richtig zu würdigen, mußte man ihn bei solchen Gelegenheiten sprechen hören. Als Schriftsteller war er jetzt nur noch ungleichmäßiger Anstrengungen fähig, aber als Redner in seiner regellosen Art eigenthümlich und unvergleichlich. Die Gabe der Rede ist eine der gefährlichsten für den, der sie besitzt; denn der Beifall wird so unmittelbar und mit so wenig Arbeit erworben. Tiefer und tiefer war John Burley gesunken, nicht allein in der Meinung Aller, die seinen Namen kannten, sondern auch in der Ausübung seiner Talente. Dies schien sogar absichtlich und aus eigener Wahl zu geschehen. Er schrieb bisweilen für ungestempelte Journale des Pöbels, die außerhalb der Schranken der Gesetze lagen, für Pence, wenn er von Journalen hohen Rufes Goldstücke hätte erhalten können. Es machte ihm viel Vergnügen, Penny-Bal-

laden zu schreiben, und sie dann auf den Straßen absingen zu hören. Er machte sich sogar einmal zum Dichter der öffentlichen Ankündigungen eines Schneiders, und fand viel Vergnügen daran. Aber dies währte nicht lange, denn John Burley war ein Pittist; — „nicht ein Tory," pflegte er zu sagen, „sondern ein Pittist." Wenn man ihn von Pitt sprechen hörte, würde man nicht gewußt haben, was man aus diesem großen Staatsmanne machen sollte. Er behandelte ihn wie die deutschen Commentatoren den Shakespeare, und schrieb ihm alle möglichen Meinungen und Zwecke zu, die den berühmten praktischen Mann in eine Sybille verwandelt haben würden. Er war also ein Pittist, der Schneider aber ein Fanatiker für Thelvall und Cobbett. Herr Burley schrieb ein Gedicht, in welchem Brittania dem Schneider erschien, ihm viel Lobsprüche machte über die Kunst, die er ausübte, um ihre Söhne zu schmücken, und ihm einen Riesenmantel gab, mit den Worten, daß er, und er allein befähigt sei, ihn den Schultern lebender Menschen anzupassen. Der übrige Theil des Gedichtes beschäftigte sich mit Herrn Snip's vergeblichen Versuchen, seinen Mantel den ausgezeichneten Staatsmännern jener Zeit anzupassen; aber als er ganz in Verzweiflung gerieth, erschien ihm Brittania wieder, und tröstete ihn mit der Nachricht, er habe Alles gethan, was Sterblichen möglich sei, und sie hätte nur gewünscht, Zwerge zu überzeugen, daß keine menschliche Kunst ihre Gestalt dem William Pitt anzupassen vermöge. **Sic itur ad astra.** Sie kehrte zurück zu den Sternen mit ihrem Mantel. — Herr Snip war sehr entrüstet über diese allegorische Satyre, und zerschnitt mit zorniger Schere die Bande zwischen ihm und dem Dichter.

So hat denn, wie wir hoffen, der Leser hiermit einen

entsprechenden Begriff von John Burley — einem Beispiele seiner Gattung, die in keinem Zeitalter sehr gewöhnlich, und jetzt glücklicherweise ganz erloschen ist, da Schriftsteller von allen Graden der allgemeinen Verbesserung in Betreff der Sparsamkeit und Ordnung, und des nüchternen Anstandes sich anschließen, die in den Nationalsitten eingetreten ist. Herr Prickett theilte Leonhard, wenn auch nicht so ausführlich wie wir, eine leidlich genaue Schilderung von John Burley mit, indem er ihn darstellte als einen Mann von großen Fähigkeiten und großer Gelehrsamkeit, der sich aber gänzlich weggeworfen habe.

Leonhard sah jedoch nicht ein, wie man Herrn Burley wegen dieser Vergeudung seines Lebens zu tadeln berechtiget sei. Er konnte nicht begreifen, daß ein Mann von Genie sich freiwillig auf die niedrigste Stufe der geselligen Rangordnung setze. Er glaubte vielmehr, er sei durch die Nothwendigkeit dorthin gerathen.

Als Herr Prickett zum Schlusse sagte: „Nun, ich denke, Burley wird Sie von dem Wunsche, Schriftsteller zu werden, noch mehr heilen, wie Chatterton,“ — erwiederte der junge Mann düster: „Vielleicht!“ und wendete sich dem Bücherbrete zu.

Mit Herrn Prickett's Einwilligung verließ Leonhard früher wie gewöhnlich seine Beschäftigung, und etwas nach Sonnenuntergang schlug er seinen Weg nach Highgate ein. Er war glücklicherweise angewiesen worden, den neuen Weg durch den Regentspark, und weiter durch eine sehr grüne und angenehme Gegend zu wählen. Das Gehen, die frische Luft, der Gesang der Vögel, und vor Allem, als er den halben Weg erreicht hatte, die Einsamkeit der Landschaft trugen dazu bei, seine ernsten und düstern Betrach-

tungen zu verscheuchen. Als er in den von Kastanienbäumen beschatteten Heckengang kam, und plötzlich der ihn erwartenden Helene, die an dem Gitterthore und unter dem Schatten kühler Zweige stand, sich jetzt erheiterndes Gesicht erblickte, strömte das Blut schneller durch seine Adern, und sein Herz klopfte laut und dankbar.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Sie zog ihn in den Garten mit so wahrer und kindlicher Freude!

Jetzt saßen sie in der Laube zusammen, zwischen duftenden Blüthen, und unten dehnte sich die Wildniß der Hausdächer und Thürme weithin aus, und sie sahen London dunkel und schweigend, wie in einem Traume.

Sie nahm ihm den Hut sanft von der Stirne, und sah ihm mit thränenfeuchten und forschenden Augen in's Gesicht.

Sie sagte nicht: „Du bist verändert.“ Sie sagte: „Weshalb habe ich dich verlassen!“

„Sei unbekümmert um mich, Helene. Ich bin ein Mann, und nicht verzärtelt auferzogen; — sprich nur von dir selbst. Diese Dame ist also gütig gegen dich?“

„Erlaubt sie nicht, daß du mich besuchen darfst? O, sehr gütig — und sieh hier!“

Helene zeigte auf Früchte und Kuchen, die auf dem Tische standen. „Ein Fest für uns, Bruder!“

Sie begann ihre Gastfreundschaft auf so allerliebste Art aufzudringen, scherzhafter, wie sie sonst zu sein pflegte, sehr schnell sprechend, und mit erzwungenem, aber wohlklingendem Lachen.

Allmälig gelang es ihr, seine Düsterheit und Zurückhaltung zu entfernen. Obgleich er ihr die Ursache seiner bittersten Sorgen nicht entdecken konnte, gestand er doch ein, daß er viel gelitten habe. Er würde dies keinem andern lebenden Wesen anvertraut haben. Dann ging er von diesem kurzen Geständnisse schnell zu der Versicherung über, das Schlimmste sei vorbei, und suchte sie durch den Bericht von seiner erneuerten Bekanntschaft mit dem Barschfischer zu unterhalten. Aber als er von diesem Manne mit einer Art widerstrebender Bewunderung sprach, vermischt mit trauriger, aber mitleidiger Theilnahme, und eine groteske, aber gemilderte Skizze von der wilden Scene entwarf, deren Zuschauer er gewesen war, wurde Helene ernst und beunruhigt.

„O! Bruder, geh' nicht wieder dorthin; — gib den Umgang mit diesem bösen Manne auf."

„Böse? — Nein! er ist hoffnungslos und unglücklich, und hat sich Reizmitteln und der Vergessenheit hingegeben, — aber du kannst so etwas nicht verstehen, meine hübsche Predigerin."

„Doch, Leonhard. Was ist der Unterschied zwischen den Guten und den Bösen? Die Guten geben Versuchungen nicht nach, aber die Bösen . . . ."

Die Erklärung war so einfach und so geistreich, daß sie mehr Eindruck auf Leonhard machte, wie vielleicht die gelungenste Predigt des Pfarrers Dale.

„Ich habe oft zu mir selbst gesagt, seitdem ich dich verlor: Helene war mein guter Engel. — Mein Herz ist dunkel für mich selbst, und während du sprichst, scheint das Licht in ihm zu erwachen."

Dieses Lob verwirrte Helenen so, daß sie nicht gleich

Worte fand; aber allmälig gelang es ihr, ihm noch mehr Trost zuzusprechen. Er erzählte ihr nun die traurige Geschichte von Chatterton, und war gespannt, ihre Bemerkungen darüber zu vernehmen.

„Nun?" sagte er, da er sah, daß sie schwieg; „wie kann ich Hoffnung hegen, da dieses ausgezeichnete Genie vergebens mit dem Leben kämpfte und verzweifeln mußte? Was fehlte ihm, außer Geburt und Vermögen, Freunde und menschliche Gerechtigkeit?"

„Betete er zu Gott?" fragte Helene, ihre Thränen trocknend.

Leonhard war wieder betroffen. Als er das Leben Chatterton's las, hatte er nicht den wirklichen oder angenommenen Skepticismus des Unglücklichen beachtet, der auf irdische Unsterblichkeit Anspruch machte. Nach Helenens Frage drang sich ihm dieser Skepticismus auf.

„Weshalb fragst du das, Helene?"

„Weil, wenn wir oft beten, wir so geduldig werden," antwortete das Kind. „Wäre er noch einige Monate länger geduldig gewesen, so würde vielleicht Alles für ihn gut geworden sein, wie es für dich werden wird, Bruder, wenn du oft betest. Du wirst dann auch geduldig sein."

Leonhard überließ sich tiefem Nachdenken, und diesmal war es nicht düster. Aus jenem verhängnißvollen Leben drang sich ihm jetzt eine andere Stelle auf, die er vorher nicht gebührend beachtet hatte, aber nun für eines der dunkelsten Geheimnisse in dem Geschicke Chatterton's hielt.

Zu derselben Zeit, als der verzweifelnde Dichter sich in sein Dachstübchen eingeschlossen hatte, um seinen Geist von der irdischen Prüfung zu befreien, begann für sein Genie das Licht des Ruhmes schon zu leuchten. Gute und

gelehrte und einflußreiche Männer standen schon im Begriffe, ihm nützlich zu sein, und ihn zu retten. Noch ein Jahr — ja vielleicht nur noch ein Monat — und er konnte unter den angesehensten seiner Zeit berühmt und erhöht sein.

„O! Helene," sagte Leonhard, indem er seine Stirn erhob, von der die Wolke entschwunden war, „weshalb hast du mich verlassen?"

Jetzt ward Helene betroffen, als er dieses Bedauern wiederholte, und auch sie wurde nachdenkend. Endlich fragte sie ihn, ob er wegen des Koffers ihres Vaters geschrieben habe, den sie in dem Wirthshause zurückgelassen hatten.

Obgleich Leonhard sich etwas verletzt fühlte über diese, wie er glaubte, kindische Unterbrechung eines ernstern Gespräches, gestand er doch mit Selbstvorwürfen, daß er es vergessen habe, und fragte, ob er schreiben solle, daß der Koffer ihr unter der Adresse von Miß Starke geschickt werde.

„Nein, laß ihn zu dir schicken. Es wird mich freuen, zu wissen, daß etwas von dem Meinigen bei dir ist, — und vielleicht bleibe ich nicht lange hier."

„Nicht hier bleiben? Das mußt du, meine theure Helene — wenigstens so lange Miß Starke dich behalten will, und freundlich gegen dich ist. — Uebrigens," fügte Leonhard fast mit seinem frühern hoffnungsvollen Tone hinzu, „denke ich mir meinen Weg noch zu bahnen, und dann haben wir unsere eigene Hütte zusammen. Aber — o Helene! — ich vergaß — du verletztest mich: du hast dein Geld bei mir gelassen. Ich fand es erst vor einigen Tagen in meiner Commode. Ich habe es dir mitgebracht."

„Es ist nicht das meinige; — es ist das deinige. Wir wollten zusammen theilen; du hast Alles bezahlt, — und wie kann ich es hier auch nöthig haben?"

Doch Leonhard war hartnäckig, und als Helene traurig Alles zurückempfangen hatte, was ihr Vater ihr an Geld hinterlassen, trat eine hohe weibliche Gestalt in den Eingang der Laube, und sagte mit einer Stimme, die alles Gefühl in die Winde zerstreute: — „Junger Mann, es ist Zeit zu gehen!"

Fünfundzwanzigstes Capitel.

„Schon!" stammelte Helene, und sie schlich sich an Miß Starke's Seite, während Leonhard aufstand, und sich verbeugte. „Ich bin Ihnen sehr dankbar, Madame," sagte er mit jener Anmuth, welche die Verfeinerung des Geistes gewährt, „daß Sie mir erlaubt haben, Miß Helenen zu sehen. — Ich darf aber Ihre Güte nicht mißbrauchen." Miß Starke schien über sein Ansehen und Benehmen zu erstaunen, und machte einen steifen Knix.

Es war kaum möglich, sich eine Frau von strengerem Wesen zu denken, wie Miß Starke. Sie war, wie „die weiße grimmige Frau" in den Kinderliedern. Doch war es jedenfalls gutmüthig von ihr, daß sie dem Fremden gestattet hatte, ihren reinlich gehaltenen Garten zu betreten, und daß sie ihn und ihre kleine Gesellschafterin mit Früchten und Kuchen bewirthet hatte. Dies konnte man ihr nach ihrem Ansehen nicht zutrauen. „Darf ich ihn bis an's Thor begleiten?" flisterte Helene, als Leonhard schon auf dem Wege war.

„Ja, mein Kind; aber verweile nicht zu lange. Komme bald zurück, und verschließe den Kuchen und das Obst, sonst könnte die Katze davon naschen."

Helene eilte Leonhard nach.

„Schreibe mir, Bruder — schreibe mir, und vermeide den Umgang mit jenem Manne, der dich mit an den schlechten Ort nahm.“

„O Helena! ich gehe von dir, stark genug, um schlimmern Gefahren, wie diese, Trotz zu bieten,“ sagte Leonhard fast heiter.

Sie küßten sich an der kleinen Gitterthüre, und trennten sich.

Leonhard ging in dem Sommermondschein nach Hause, und als er in sein Zimmer trat, sah er zuerst nach dem Rosenstocke. Die Blätter der am vorigen Tage noch frischen Blumen lagen zerstreut umher, aber es waren neue Knospen aufgesprungen.

„Die Natur erneuert sich immer wieder,“ sagte der junge Mann. Er hielt einen Augenblick inne, und fügte dann hinzu: „Kommt es daher, weil die Natur sehr geduldig ist?“

Sein Schlaf wurde in dieser Nacht nicht unterbrochen durch die Träume, die ihn in der letzten Zeit beängstigt hatten. Er stand erfrischt auf, und ging an sein Tagewerk, — nicht durch die weniger belebten Straßen schleichend, sondern mit festem Schritte durch das Gedränge der Menschen. Sei kühn, Abenteurer — du hast noch mehr zu erdulden! Wirst du versinken? Ich blicke in dein Herz, aber ich kann die Frage nicht beantworten.

Siebentes Buch.

Einleitungs-Capitel.

„Was ist Muth?“ sagte mein Onkel Roland, aus der Träumerei erwachend, der er sich hingegeben hatte, nachdem das sechste Buch dieser Geschichte unserem Familienkreise vorgelesen worden war.

„Was ist Muth?“ wiederholte er dringender. „Ist es Unempfindlichkeit gegen die Furcht? Das kann nur eine zufällige Eigenschaft der Körperbeschaffenheit sein, und dann ist es kein besonderes Verdienst, sich muthig zu zeigen.“

„Es freut mich sehr, dich so sprechen zu hören,“ bemerkte Herr Caxton; „denn ich möchte mich nicht gern für feige halten, und bin doch sehr empfindlich für die Furcht in allen körperlichen und moralischen Gefahren.“

„Austin, wie kannst du das sagen?“ fuhr meine Mutter auf. „Bist du nicht erst in der vorigen Woche dem großen Stier entgegengetreten, der Blanche und die Kinder verfolgte?“

Blanche trat bei dieser Erinnerung hinter den Stuhl meines Vaters, beugte sich über seine Schulter, und küßte seine Stirn.

Herr Caxton, bleibt ganz unbewegt bei diesen Schmeicheleien: „Ich läugne nicht, daß ich dem Stiere entgegentrat; aber ich behaupte, daß ich sehr erschrocken war.“

Roland: „Das Gefühl der Ehre, welches die Furcht besiegt, ist der wahre Muth der Ritter; sie konnten nicht fortlaufen, als Andere zusahen — kein Gentleman konnte es.“

Herr Carton: „Unsinn! Deshalb blieb ich nicht stehen, Capitän; ich wäre schnell genug gelaufen, wenn ich geglaubt hätte, etwas Gutes damit zu erreichen. Ich blieb stehen, weil mein Verstand mir sagte, daß, da der Stier schneller laufen könne, wie ich, es die einzige Möglichkeit sei, ihm zu entgehen, wenn ich das Thier eben so erschrocken machte, wie ich selbst es war.“

Blanche: „Ah! daran dachtest du nicht; dein einziger Gedanke war, mich und die Kinder zu retten.“

Herr Carton: „Wohl möglich, meine Theure — wohl möglich, daß ich um euch erschrocken war — aber um meinethalben auch jedenfalls sehr. Glücklicherweise hatte ich aber den Regenschirm, und ich spannte ihn aus, und hielt ihn dem Thiere vor seine dummen Augen, indem ich ihm zugleich die schwersten Verse zuschleuderte, deren ich mich aus dem ersten Chor der Sieben gegen Theben erinnerte. Ich begann mit **Eledemnas Pedioploktupos**, und als ich in das große Geheul von ἰώ, ἰώ, ἰώ, ἰώ — kam, stand der Stier so betroffen still, wie bei dem Gebrülle eines Löwen. Ich werde nie sein erstauntes Brummen über das Griechische vergessen. Dann schlug er mit den Hinterbeinen aus, und sprang schnell durch die Oeffnung in der Hecke. So bewaffnet mit Aeschylus und dem Regenschirme, behauptete ich das Schlachtfeld — aber . . .“ (fuhr Herr Carton unbefangen fort) „ich möchte nicht diese halbe Minute noch einmal erleben.“

„Das möchte wohl Niemand,“ erwiederte der Capitän freundlich. „Auch ich würde sehr ungern einem Stiere entgegentreten, selbst mit einem größern Regenschirme, wie der deinige, und wenn ich auch den ganzen Aeschylus und den Homer dazu auswendig wüßte.“

Herr Carton: „Du würdest dir aber nichts daraus gemacht haben, wenn es ein Franzose mit dem Degen in der Hand gewesen wäre.“

Der Capitän: „Natürlich nicht. Es würde mir sogar Vergnügen gebracht haben,“ fügte er zornig hinzu.

Herr Carton: „Doch mancher spanische Matador, der einen Stier nicht fürchtet, würde bei dem ersten Ausfalle en quarte von einem Franzosen davonlaufen. Wenn der Muth körperlich ist, so ist er daher auch eine Folge der Gewohnheiten. Wir treten ruhig den Gefahren entgegen, an die wir gewöhnt sind, und weichen vor denen zurück, von denen wir keine Erfahrung haben. Ich zweifle, ob selbst der Marschall Turenne auf einem Seile sich ganz behaglich gefühlt haben möchte, und ein Seiltänzer, der geneigt zu sein scheint, mit titanischer Verwegenheit in den Himmel zu steigen, kann sich vielleicht vor einem Kanonenschuß fürchten.“

Capitän Roland: „Dies ist alles noch nicht der Muth, den ich meine, und es gibt eine andere Art desselben. Ich verstehe unter Muth, was die besondere Kraft und Würde des menschlichen Charakters begründet, ohne das es kein Vertrauen auf Grundsätze, keine Beständigkeit in der Tugend gibt; — ein Etwas,“ (fuhr mein Onkel galant und mit einer halben Verbeugung gegen meine Mutter fort) „welches das weibliche Geschlecht mit uns gemeinsam hat. Wenn der Liebende zum Beispiele die Hand seiner Geliebten nimmt, und sagt: „willst du mir treu sein troß der Abwesenheit und der Zeit, in Glück und in Unglück, wenn auch meine Feinde mich verleumden, wenn auch deine Freunde dir abreden, und unser Loos im Leben rauh und dornigt ist?“ und wenn die Geliebte antwortet: „ich will

dir treu sein!» vertraut dann der Liebende nicht eben so gut ihrem Muthe, wie ihrer Liebe?»

„Die Frage ist sehr gut gestellt, Roland," bemerkte mein Vater. „Aber aus welchem Grunde beschäftigen wir uns mit diesen Untersuchungen über den Muth?»

Capitän Roland, mit leichtem Erröthen: „Ich wurde dazu veranlaßt durch die letzten Capitel in der Novelle meines Neffen, obgleich es vielleicht thöricht ist, so viel Nachdenken auf etwas zu verwenden, das ohne Zweifel Pisistratus so leicht wird. — Ich sehe diesen armen Knaben Leonhard allein mit seinen entschwundenen Hoffnungen (obgleich sie sehr unvernünftig waren) und seinem Gefühle der Schande. Ich darf wohl sagen, daß ich besser in seinem Herzen lese, wie Pisistratus; denn ich könnte fühlen, wie jener Knabe, wenn ich in derselben Lage wäre, und indem ich daran dachte, was er und Tausende wie er überstehen müssen, fragte ich mich, was kann ihn und sie retten? Ich antwortete wie ein Krieger: Muth! — Sehr gut; aber, Austin, was ist Muth?»

Herr Caxton, kläglich eine Antwort vermeidend: „Papae! Bruder, da du eben den Damen die Eigenschaft auch zugeschrieben hast, so richte doch lieber deine Frage an sie.»

Blanche lehnte hier beide Hände auf den Stuhl meines Vaters, und sagte, indem sie anfangs verschämt die Augen niederschlug, dann aber durch den Gegenstand selbst ermuthigt wurde: „Glauben Sie nicht, Sir, daß die kleine Helene schon angedeutet hat, wenn auch nicht, was Muth ist, wenigstens doch das wahre Wesen alles Muthes, der duldet und siegt, der veredelt und heiligt? Ist es nicht die Geduld, Vater? — Deshalb hat auch das weibliche

Geschlecht seinen eigenen Muth. Die Geduld maßt sich nicht an, über der Furcht erhaben zu sein; aber sie läßt wenigstens nie die Verzweiflung zu.»

Pisistratus: „Küsse mich, meine Blanche; denn du bist der Wahrheit nahe gekommen, die den Krieger verwirrte und den Weisen in Verlegenheit setzte.»

Herr Caxton, mürrisch: „Wenn ich unter dem Weisen gemeint sein soll, so bin ich durchaus nicht darüber verlegen. Der Himmel weiß es, daß du Recht hast, Geduld anzuempfehlen; — es ist eine Tugend, deren deine Leser sehr bedürfen werden. — Trotz dem,» fügte mein Vater hinzu, indem er sich durch die Freude über seinen Scherz besänftigt hatte, „trotzdem haben Blanche und Helene ganz recht. Die Geduld ist der Muth des Siegers, es ist die Tugend par excellence des Menschen gegen das Geschick, — des Einzelnen gegen die Welt, und des Geistes gegen die Materie. Deshalb ist dies der Muth des Evangeliums, und seine Wichtigkeit in geselliger Beziehung, — so wie für Racen und Institutionen — kann nicht zu hoch angeschlagen werden. Was ist es, wodurch sich der Anglo-Sachse von den andern Stämmen der menschlichen Familien unterscheidet, Wüsten mit seinen Kindern bevölkert, und ihnen die Erbschaft entstehender Welten überweiset? Was anders, als seine Fähigkeit, zu dulden, zu ertragen, zu leiden — die Geduld, die kräftigen Widerstand leistet, und allmälig Neuerungen einführt. Vergleiche ihn mit dem Franzosen; dieser hat Tapferkeit genug, daran läßt sich nicht zweifeln; aber Standhaftigkeit hat er nicht genug, um eine Stecknadelspitze damit zu bedecken. Er ist bereit, aus der Welt hinauszulaufen, wenn er von einem Floh gebissen wird.»

Capitän Roland: „Vor einigen Tagen stand eine

Geschichte in der Zeitung von einem Franzosen, der sich wirklich das Leben nahm, weil er durch die kleinen Geschöpfe, von denen du sprachst, Austin, so gepeinigt wurde. Er ließ ein Papier auf seinem Tische zurück, worin er erklärte, das Leben sei solcher Qualen nicht werth*).»

Herr Caxton, feierlich: »Sir die ganze politische Geschichte Frankreichs, seit der berühmten Versammlung des tiers état, war die Geschichte von Männern, die lieber zum Teufel gehen, wie von einem Floh gebissen sein wollen. Es ist die Geschichte menschlicher Ungeduld, welche die Zeit zu überwältigen sucht, und das Wachsthum von Wäldern erwartet aus dem Samen eines Pilzes, weshalb sie — alle Gegensätze constitutioneller Experimente durchlaufend — wenn sie der Demokratie am nächsten sind, einem Despoten in die Hände fallen; und Alles, was sie wirklich gethan haben, bestand darin, zu zerstören, was die Begründung einer jeden leidlichen Regierung bedingt. Eine constitutionelle Monarchie kann nicht bestehen ohne Aristokratie, und eine gesunde Republik ist unverträglich mit Verderbniß der Sitten. Das Geschrei nach Gleichheit widerstrebt der Civilisation, die nothwendigerweise Armuth dem Reichthume entgegenstellt, und sei es nun ein Kaiser oder

*) Thatsache. — In einem Werke des Herrn Gibert, eines berühmten französischen Arztes, über Hautkrankheiten, berichtet er, jenes empfindliche, beunruhigende, unter dem Namen prurigo bekannte Jucken habe, wenn auch an und für sich nicht gefährlich, doch die damit behafteten Kranken oft zum — Selbstmord veranlaßt. Ich glaube, unser veränderliches Klima und unsere erhitzenden Getränke und Nahrungsmittel machen diese Hautkrankheit häufiger in England, wie in Frankreich; aber ich zweifle, ob je deshalb ein Engländer zum Selbstmorde schreiten wird.

ein Pöbel, der herrscht, so ist Kraft die einzige Hoffnung der Ordnung, und die Regierung ist nur ein Heer.»

„Schildere den Werth, o Pisistratus! der Geduld in Beziehung sowohl auf das männliche, als das weibliche Geschlecht. Du berührst hier die Hauptfrage der bürgerlichen Gesellschaft, — das Geheimniß, welches den Einzelnen erkräftigt und die Million zusammenhält. Mich meinestheils kümmert es nicht, wenn du langweilig wirst, so lange es dir nur Ernst ist. Gehe auf das Einzelne ein, und hebe das wirkliche Leben in seinem Kriege mit den Umständen hervor. Berücksichtige es nicht, ob man dich nur langsam lesen kann — der Inhalt wird dann wohl nicht so schnell vergessen. Geduld! Geduld! beim Geist des Epictet, deine Leser sollen dir ein Beispiel geben!»

Zweites Capitel.

Leonhard hatte zweimal an Mistreß Fairfield, zweimal an Riccabocca, und einmal an Herrn Dale geschrieben, aber der arme, stolze Knabe konnte sich nicht entschließen, seine Demüthigung zu verrathen. Er schrieb wie in der heitersten Stimmung, und als sei er vollkommen zufrieden mit seinen Aussichten. Er berichtete, daß er angenehm beschäftigt sei — mitten unter Büchern — und wohlwollende Freunde gefunden habe. Dann ging er von seinen Angelegenheiten auf die Anderer über, an die er geschrieben hatte, und auf die Interessen der stillen Welt, in welcher sie lebten. Er theilte seine Adresse nicht mit, noch jene des Herrn Prickett. Er datirte seine Briefe von einem kleinen Kaffeehause in der Nähe des Buchhändlers, wo er bisweilen seine einfachen Mahlzeiten zu sich nahm. Er hatte

hierbei den Beweggrund, daß er nicht wünschte aufgefunden zu werden. Herr Dale antwortete für sich und für Mistreß Fairfield auf die an Sie gerichteten Briefe. Riccabocca schrieb auch. — Nichts konnte freundlicher sein, wie die Antworten beider. Leonhard erhielt sie in einer sehr düstern Zeit seines Lebens, und sie erkräftigten ihn in dem stillen Kampfe mit der Verzweiflung.

Wenn wir der Jugend Freundlichkeit auf dem ersten rauhen Pfade, den Berg des Lebens hinauf, erzeigen, so ist dies eine Wohlthat, deren Wirkung auf den menschlichen Geist wir nicht ermessen können, und die wir ausüben, ohne es zu wissen.

Leonhard's Züge hatten wieder ihre frühere Heiterkeit in dem Verkehre mit Herrn Prickett, aber er gewann seine unbefangene Offenherzigkeit nicht wieder. Die untern Strömungen waren wieder frei von dem aus der Tiefe aufgeregten Schlamme, aber noch zu stark und zu schnell, um die Oberfläche durchsichtig erscheinen zu lassen. Jetzt lebte er auch in der höhern Welt der Bücher, still und ernst, wie ein Seher, der die Todten anruft. So dem Wissen gegenüber, entdeckte er in jeder Stunde immer mehr, wie wenig er wisse. Herr Prickett lieh ihm die Werke, die er sich auserwählte und mit nach Hause zu nehmen wünschte. Er brachte ganze Nächte mit Lesen zu, aber er las nicht mehr ungeregelt — keine Poesien, keine Lebensbeschreibungen von Dichtern. Er las, was Dichter lesen müssen, wenn sie sich auszeichnen wollen — Sapere principium et fons; — tiefe Untersuchungen über den menschlichen Geist; — die Beziehungen zwischen Beweggründen und Handlungen, zwischen Gedanken und Thaten; — die ernsten und feierlichen Wahrheiten aus der Vergangenheit; — Alterthümer,

Geschichte, Philosophie. Er wurde außer sich selbst gesetzt, und mit fortgerissen in den Ocean des Weltall's. In diesem Ocean, o Seher! ergründe das Gesetz der Veränderungen, und wenn du nirgends den Wechsel siehst — denn der Gedanke herrscht über Allem —, so wird das Fatum — dieses gefürchtete Schreckbild — aus der Schöpfung verschwinden, und nur die Vorsehung sichtbar sein im Himmel und auf Erden.

Drittes Capitel.

In einem Landhause, eine Tagereise von London, sollte eine bedeutende Bücherversteigerung Statt finden. Herr Prickett beabsichtigte, sie für sein eigenes Geschäft zu besuchen, auch hatte er Aufträge von mehreren Herren; aber an dem für seine Abreise bestimmten Morgen erlitt er einen heftigen Rückfall seines alten Feindes, des Rheumatismus. Er ersuchte Leonhard, statt seiner hinzureisen. Dieser blieb drei Tage dort, kehrte spät am Abende zurück, und ging gleich nach Herrn Prickett's Hause. Der Laden war geschlossen; er klopfte an die Thüre zur Wohnung, die ein Fremder ihm öffnete, welcher auf die Frage, ob Herr Prickett zu Hause sei, mit traurigem Gesichte erwiederte: »Junger Mann, Herr Prickett senior ist in seine ewige Heimat eingegangen, aber Herr Richard Prickett wird Sie empfangen.«

In diesem Augenblicke sah ein sehr ernster Mann aus der Seitenthüre, die sich von dem Laden auf den Gang öffnete, und trat dann vor. — »Kommen Sie, Sir! Sie sind, wie ich vermuthe, der Gehilfe meines verstorbenen Onkels, — Herr Fairfield.«

»Ihres verstorbenen Onkels? O Himmel! verstehe

ich Sie recht, Sir? — Ist Herr Prickett gestorben, seitdem ich London verließ?"

„Er starb plötzlich in der vorigen Nacht, Sir! Der Doctor glaubt, daß der Rheumatismus sich auf das Herz geworfen hat. Herr Prickett hatte wenig Zeit, seine Angelegenheiten zu ordnen, und seine Bücher scheinen in großer Unordnung zu sein. Ich bin sein Neffe und Testamentsvollzieher."

Leonhard war dem Neffen in den Laden gefolgt. Dort brannte noch die Gaslampe. Der Ort machte jetzt noch einen unheimlichern und traurigern Eindruck. Die Gegenwart des Todes wird gefühlt in jedem Hause, das es besucht.

Leonhard war sehr ergriffen — noch mehr vielleicht in Folge des gänzlichen Mangels an Gefühl, den der Neffe darlegte. Der Verstorbene hatte mit ihm, seinem nächsten Verwandten und gesetzlichen Erben — ebenfalls einem Buchhändler — nicht im freundlichen Vernehmen gestanden.

„Ich finde in den Papieren meines verstorbenen Onkels, junger Mann, daß Sie nur auf die Woche angenommen waren. Er gab Ihnen wöchentlich ein Pfund Sterling — eine bedeutende Summe! — Ich werde Ihrer Dienste nicht ferner bedürfen, denn ich will diese Bücher nach meinem eigenen Hause bringen lassen. Haben Sie die Güte, mir ein Verzeichniß zu schicken, was Sie auf der Versteigerung gekauft haben, und die Berechnung Ihrer Reisekosten rc. Was Ihnen gebührt, soll Ihnen geschickt werden. — Guten Abend!"

Leonhard ging nach Hause, niedergeschlagen und traurig über den plötzlichen Tod des so freundlich gegen ihn gesinnt gewesenen Herrn. Er dachte jenen Abend nicht viel an sich selbst; aber als er am nächsten Tage erwachte, fühlte er

plötzlich, daß die Welt von London vor ihm liege, ohne einen Freund, ohne einen Beruf, ohne eine Beschäftigung, durch die er sich sein Brot erwerben könne.

Diesmal war es kein eingebildeter Schmerz; kein enttäuschter poetischer Traum! Vor ihm stand schrecklich und in der Wirklichkeit — der Hunger!

Konnte er ihm entfliehen? — Ja. — Zurück in das Dorf, in die Hütte seiner Mutter, in den Garten des Verbannten, zu den Radieschen und dem Springbrunnen! Weshalb konnte er nicht entfliehen? — Fragt, weshalb die Civilisation ihren Uebeln nicht entfliehen und in die Wildniß und zu den Wigwam zurückkehren kann.

Leonhard hätte sich nicht entschließen können, in die Hütte zurückzukehren, selbst wenn der Hunger, der ihm gegenüber stand, ihn schon mit seiner Skeletthand ergriffen hätte. — London läßt nicht so leicht seine, dem Verhängniß geweihten Stiefsöhne wieder los.

Viertes Capitel.

Eines Tages standen drei Personen vor einem alten Bücherladen in einem Durchgange von der Oxfordstraße nach Tottenham Court Road. Zwei von ihnen waren Gentlemen, und der dritte von der Classe und dem Ansehen derer, die gewöhnlich vor alten Bücherläden verweilen.

„Sehen Sie," sagte einer der Gentlemen zu dem andern, „ich habe hier gefunden, was ich vergebens seit den letzten zehn Jahren suchte — den Horaz, von 1580 — den Horaz der vierzig Commentatoren — ein vollkommener Schatz der Gelehrsamkeit, und nur mit dem Preise von vierzehn Schilling bezeichnet."

„Bemerken Sie, Norreys," erwiederte der Andere, „was noch mehr Ihres Studiums werth ist..." — und er zeigte auf den Dritten, dessen Gesicht — scharf und abgemagert — mit inniger und so zu sagen hungriger Aufmerksamkeit über einen alten wurmstichigen Band gebeugt war.

„Was ist das für ein Buch, Mylord?" flisterte Herr Norreys.

Sein Gefährte lächelte, und erwiederte durch eine andere Frage: „Was ist das für ein Mann, der das Buch liest?"

Herr Norreys trat hinzu und blickte über die Schulter des Lesenden. „Preston's Uebersetzung von Boethius „die Tröstungen der Philosophie," sagte er zu seinem Freunde zurückkehrend.

„Der arme Jüngling sieht aus, als bedürfe er aller Tröstungen, die ihm die Philosophie gewähren kann."

In diesem Augenblicke blieb ein vierter Vorübergehender vor dem Bücherladen stehen. Er erkannte den bleichen jungen Mann, legte seine Hand auf dessen Schulter, und sagte: „Aha! Sir, wir treffen uns wieder. — Also der arme Prickett ist todt! Doch Sie werden immer noch von den frühern Erinnerungen verfolgt. Bücher — Bücher — Magnete, denen sich alle eisernen Geister unwillkürlich zuwenden. Was ist es? Boethius! Ach, ein Buch, im Gefängniß geschrieben, und kurze Zeit vor der Ankunft des einzigen Philosophen, der dem einfachsten Verstande jedes Räthsel des Lebens erklärt."

„Und dieser Philosoph?"

„Ist der Tod!" erwiederte Herr Burley. „Wie können Sie noch fragen? Der arme Boethius, von edler Geburt, reich, ein Consul, seine Söhne Consuln — die Welt nur ein Lächeln für den letzten Philosophen von

Rom. Dann tritt plötzlich diesem Musterbilde der entweichenden Weisheit der alten Welt der wilde Genius der neuen Welt — die Kraft — düster entgegen. Theodorich der Ostgothe verurtheilt Boethius, den Gelehrten, und Boethius, in seinem Gefängnisse in Pavia, hält ein Gespräch mit dem Schatten der athenienſischen Philosophie. Es ist das schönste Gemälde, auf welchem die Abendröthe der goldenen Zeit des Westens verweilte, bevor die Nacht eintrat.»

Herr Norreys bemerkte hierzu: „Boethius kam zu uns, von Alfred dem Großen übersetzt, mit dem schwachen Schimmer des wiederkehrenden Lichtes zurück, — und abermals unter der Königin Elisabeth, als die Sonne des Wissens in allem ihrem Glanze hervorbrach. — Boethius hat auch auf uns Einfluß, die wir hier in diesem Durchgange stehen, und das ist die beste aller Tröstungen der Philosophie, — nicht wahr, Herr Burley?"

Herr Burley wendete sich um, und verbeugte sich.

Die beiden Männer blickten einander an. Man konnte keinen größern Gegensatz sehen. Der neue Anzug des Herrn Burley war schon beschmutzt und abgetragen, mit einem Riß im Rockschoß, und in seinem Gesichte sah man die Spuren der Trunksucht. Herr Norreys dagegen war reinlich und etwas förmlich in seinem Anzuge, von fester, hagerer Gestalt und stiller, gesammelter Thatkraft in seinem Blicke und Wesen.

Herr Burley erwiederte: „Wenn ein armer Teufel, wie ich, mit dem Herrn, der den Buchhändlern seinen eigenen Preis stellen kann, auf Erörterungen eingehen darf, so möchte ich sagen, Herr Norreys, daß es gar keine Tröstung ist. Ich möchte irgend einen verständigen Mann

die Lage des Boethius in seinem Gefängnisse, mit einem Scharfrichter oder Henker, der hinter der Thüre wartet, annehmen sehen, unter dem Versprechen, daß er Jahrhunderte später von Königen und Königinnen übersetzt werde, und unmittelbar auf die Geister nordischer Barbaren einwirken helfe, die in einem Durchgarge über ihn schwatzen, und gestoßen werden von den Vorübergehenden, welche niemals den Namen des Boethius vernahmen und sich keinen Deut um die Philosophie kümmern. Ihr Diener, Sir! — Junger Mann, kommen Sie mit mir; lassen Sie uns noch mehr zusammen sprechen.»

Burley nahm Leonhard am Arm, und dieser ließ sich von ihm fortführen.

„Das ist ein geistreicher Mann," sagte Harley l'Estrange; „aber ich bin besorgt um den Jüngling mit den ernsten feurigen Augen, und den Lippen, die den Ausdruck der Leidenschaft und der Begeisterung haben. Er lehnt sich an den Arm eines Führers, der von Allem enttäuscht zu sein scheint, was der Gelehrsamkeit Zweck verleiht, und die Philosophie der Welt nützlich sein läßt. — Wer und was ist dieser geistreiche Mann, den Sie Burley nennen?»

„Ein Mann, der berühmt geworden wäre, wenn er sich hätte entschließen können, achtbar zu sein. — Der Jüngling, der uns beiden so aufmerksam zuhörte, interessirte mich auch — es würde mir Vergnügen machen, ihn auszubilden. Aber ich muß mir diesen Horaz kaufen.»

Der Verkäufer, der in seiner Höhle lauerte, wie eine Spinne auf Fliegen, ward jetzt hervorgerufen. Als Herr Norreys den Horaz gekauft, und die Adresse gegeben hatte, wohin er geschickt werden solle, fragte Harley den Buch-

händler, ob er den jungen Mann kenne, der im Boethius gelesen habe.

„Nur von Ansehen. Er ist in der vorigen Woche jeden Tag hergekommen und verweilt Stunden lang bei den Büchern. Wenn ihm eins gefällt, so liest er es ganz durch.“

„Und kauft er keines?“ fragte Herr Norreys.

„Sir,“ erwiederte der Buchhändler mit gutmüthigem Lächeln, „wer Bücher kauft, liest sie selten. Der arme junge Mann zahlt mir täglich zwei Pence, um zu lesen, so lange er will. Ich würde nichts von ihm nehmen; aber er ist so stolz.“

„Ich habe Männer gekannt, die sich auf diese Art viel Kenntnisse erwarben,“ sagte Herr Norreys. „Ja; ich möchte mich gern mit der Ausbildung dieses Jünglings beschäftigen. Jetzt, Mylord, stehe ich Ihnen zu Diensten, und wir wollen zu Ihrem Künstler gehen.“

Die beiden Herren gingen nach einer der Straßen in der Nähe des Fitzroy Square.

Einige Minuten darauf war Harley l'Estrange in seinem Elemente. Er saß, seine Cigarre rauchend, an einem Tische, und sprach über die Kunst mit dem Gefühle eines Mannes, der sie aufrichtig liebte, und mit dem Geschmacke eines Mannes, der sie gründlich verstand. Der junge Maler in seinem Arbeitsrocke, der mit einem Gemälde beschäftigt war, machte oft Pausen, um besser zuhören zu können; und Henry Norreys, welcher sich der kurzen Ruhe in seinem sehr arbeitsamen Leben erfreute, erinnerte sich dabei mit Vergnügen, daß er seine Mußestunden unter einem schönern Himmel zugebracht habe; denn diese drei Männer waren Freunde geworden in Italien, wo die Bande der Freundschaft von den Händen der Grazien gewoben werden.

Fünftes Capitel.

Leonhard und Herr Burley gingen zusammen in die Vorstädte an der Nordseite London's, und Herr Burley erbot sich, literarische Beschäftigung für Leonhard zu finden; ein Anerbieten, das dieser gern annahm.

Dann traten sie in ein Wirthshaus am Wege. Burley ließ sich ein besonderes Zimmer anweisen, verlangte Feder, Tinte und Papier, und sagte hierauf zu Leonhard: „Schreiben Sie, was Sie wollen, in Prosa; — fünf Bogen Briefpapier voll; zweiundzwanzig Zeilen auf einer Seite, — weder mehr noch weniger."

„Ich kann nicht so schreiben."

„Es wird schon gehen; es ist ja des Brotes und des Erwerbes wegen."

Leonhard's Wangen erglühten.

„Ich muß das vergessen," sagte er.

„In dem Garten ist eine Laube unter einem Espenbaume," erwiederte Burley. „Gehen Sie dort hin, und denken Sie sich, Sie seien in Arkadien."

Leonhard folgte sehr gern dieser Aufforderung. Er fand die kleine Laube am Ende eines entlegenen Rasenplatzes. Alles war still; — man konnte wegen der Hecken die Gebäude des Wirthshauses nicht sehen. Die Sonne schien warm auf das Gras, und schimmerte lieblich durch die Blätter der Esche. Dort schrieb Leonhard den ersten Versuch von seiner Hand als Schriftsteller von Beruf. Was schrieb er? — Die träumerischen Eindrücke, die London auf ihn gemacht hatte? — Eine Verwünschung der Straßen und der Herzen von Stein? — Klagen über die Armuth? — Trauer-Elegien über das Geschick?

Ach nein; wer so fragt, kennt wenig das wahre Genie; auch nicht, wer glaubt, daß dort unter der Traueresche es sich der Arbeit um Brot erinnerte, oder daß der Sonnenstrahl nur die wirkliche Welt beleuchtete, die umherlag. Leonhard schrieb ein Feenmärchen — eines der lieblichsten, das man sich denken kann, mit zarter und spielender Laune — in einem von glücklichen Phantasien durchwebten Styl. Er lächelte, als er das letzte Wort geschrieben hatte; er war glücklich! — Nach einer Stunde kam Herr Burley, und fand ihn mit diesem Lächeln um seine Lippe.

Herr Burley hatte ein Glas Grog in der Hand; es war sein drittes. Auch er lächelte — auch er sah glücklich aus. Er las das Märchen laut, und lobte es sehr. „Es wird gut gehen!“ sagte er, Leonhard auf die Schulter klopfend. „Sie fangen vielleicht noch dereinst meinen einäugigten Barsch.“ Dann legte er das Manuscript zusammen, schrieb ein Billet dazu, machte um das Ganze einen Umschlag, und sie kehrten nach London zurück.

Herr Burley ging in ein unansehnliches Haus, in der Nähe der Fleetstraße.

Auf der Thüre las man die Inschrift: „Expedition des Bienenkorbes,“ und gleich darauf kam er mit einem Goldstücke in der Hand zurück — Leonhard's erster schriftstellerischer Erwerb. Es war ihm, als liege ein Peru vor ihm. Er begleitete Herrn Burley nach dessen Wohnung in Maida Hill. Der Spaziergang war sehr lang gewesen, aber Leonhard fühlte sich nicht ermüdet. Er hörte mit gespannter Aufmerksamkeit, wie früher, dem Geschwätze Burley's zu.

Als sie in dessen Zimmer waren, und er nach der Gar-

küche schickte, und ihr gemeinschaftliches Abendessen mit einem Theile des Goldstückes bezahlt wurde, fühlte Leonhard den Stolz der Selbstständigkeit, und seit vielen Wochen konnte er wieder zum ersten Male herzlich lachen. Die beiden Schriftsteller wurden immer mehr vertraut mit einander, und Burley hatte viele Kenntnisse, die einem jungen Manne von Nutzen sein konnten. In seiner Wohnung bemerkte man nichts, was Armuth verrieth. Sie war gut ausgestattet, und Alles reinlich und neu, aber in schrecklicher Unordnung, und die Nachläßigkeit des Gelehrten in Betreff des Aeußern verrathend.

Mehrere Tage war Leonhard fast immer in dieser Wohnung. Er schrieb fortwährend; außer, wenn Burley's Unterhaltung ihn zum Müßiggange verlockte. Nein; es war kein Müßiggang; denn seine Kenntnisse vermehrten sich, indem er zuhörte.

Aber der Cynismus Burley's begann allmälig auf ihn einzuwirken — jener Cynismus, der ohne Glaube war, ohne Hoffnung, weder durch den Ruhm, noch durch die Religion belebt, — der Cynismus der Epikuräer, der sich mehr erniedrigte in seinem Stalle, wie Diogenes je in seiner Tonne, und doch dargestellt wurde mit leichter Beredsamkeit, — mit so viel Kunst und Laune, — so ausgeschmückt mit Anekdoten und Beispielen, und so sehr ohne das Bewußtsein der Erniedrigung.

Eine seltsame und schreckliche Philosophie, die es sich zum Grundsatze machte, die Fähigkeiten des Geistes nur in den Sorgen für das Materielle zu vergeuden, damit der Geist leben könne vom Tage zum Tage! „Ich kümmere mich nicht um Unsterblichkeit und Lorbern!" hatte Burley gesagt. Ein Schriftsteller um's Brot! O! des elenden Be-

rufs! Lag selbst in Chatterton's Verzweiflung etwas Großes und Heiliges?

Sechstes Capitel.

Der böse Bienenkorb! Brot wurde ihm allerdings entnommen, aber Hoffnung für die Zukunft — gewiß nicht! Milton's verlornes Paradies würde untergegangen sein, ohne daß man etwas davon gehört hätte, wenn es in dem Bienenkorbe erschienen wäre. Man las in demselben schöne Aufsätze, aber in rohem, fragmentarischem Zustande von Burley selbst. Am Ende einer Woche waren sie todt und vergessen, sie wurden nie gelesen von einem Manne von Erziehung und Geschmack, und, gleichzeitig und gleichgiltig aufgenommen mit seichter Politik und verunglückten Versuchen, verkauften sie sich zwar zu zwanzig- bis dreißigtausend Exemplaren, brachten aber ihrem Verfasser nichts ein, als Brot und Wasser.

„Was wollen Sie mehr?" sagte John Burley; „erklärte der alte Sam Johnson nicht, er könne nur schreiben, wenn ihn der Mangel dazu triebe?"

„Er mag es gesagt haben," erwiederte Leonhard; „aber er wollte gewiß nicht, daß die Nachwelt es ihm glauben solle. Ich vermuthe, er würde lieber vor Mangel gestorben sein, als daß er den „Raffelas" für den Bienenkorb geschrieben hätte. — Dem Mangel verdankt man allerdings viel Großes," fuhr der Jüngling nachdenklich fort. „Die Nothwendigkeit ist stark, und sie sollte uns ihre Kraft mittheilen; der Mangel aber sollte in seinem Ringen die Mauern unseres Gefängnisses durchbrechen, und sich nicht begnügen mit dem, was der Gefangenwärter uns für unsere Arbeit zukommen läßt."

„Es gibt kein Gefängniß für einen Mann, der dem Bacchus huldigt. Ich will Ihnen Schiller's Dithyrambe übersetzen: „Kaum, daß ich Bacchus den lustigen habe, — kommt auch schon Amor der lächelnde Knabe, — Phöbus, der herrliche, findet sich ein, — mit Göttern erfüllt sich die irdische Halle." — Burley übertrug in nachläßigen Versen aus dem Stegreife jenes herrliche Gedicht.

„O, Sie Materialist!" sagte der Jüngling. „Schiller fordert die Götter auf, ihn mit in ihren Himmel zu nehmen, und Sie möchten die Götter in einen Branntweinladen herabziehen."

„Ha! ha!" erwiederte Burley mit lautem Gelächter. „Trinken Sie, und Sie werden den Dithyrambus verstehen!"

Siebentes Capitel.

Eines Morgens, als Leonhard mit Burley zusammen saß, hielt ein elegantes Cabriolet mit einem schönen Pferde vor der Thüre. Man hörte ein lautes Klopfen, schnelle Schritte auf der Treppe, und Randal Leslie trat ein. Leonhard erkannte ihn, und war betroffen. Randal sah ihn anfangs erstaunt an, dann aber benahm er sich mit einem Tacte, welcher bewies, daß das Londoner Leben schon auf ihn eingewirkt habe. Nachdem er Burley die Hand geschüttelt hatte, sagte er in leichtem Tone: „Wenn ich nicht irre, haben wir uns schon früher gesehen. Sie werden sich meiner erinnern, aber ich hoffe, daß alle Knabenstreitigkeiten jetzt vergessen sind."

Leonhard verbeugte sich, und sein Herz war noch so gut, daß es besänftigt wurde.

„Wo können Sie beide sich je begegnet sein?" fragte Burley.

„Auf einem Dorfrasen und im Zweikampfe," erwiederte Randal lächelnd, und er erzählte die Geschichte von dem Kampfe neben den Fußblöcken mit leichtem Spotte über sich selbst. Burley lachte über das Abenteuer, dann sagte er: „Mein junger Freund hätte besser gethan, Aufseher der Fußblöcke in seinem Dorfe zu bleiben, wie nach London zu kommen, und sich das Glück zu suchen, das auf dem Boden eines Tintenfasses liegt."

„Ah!" sagte Randal, mit der geheimen Verachtung, die fein gebildete Männer leicht gegen Jene fühlen, welche sich selbst zu erziehen suchen, — „ah! Sie machen die Literatur zu Ihrem Berufe, Sir? Auf welcher Schule haben Sie Geschmack an der Literatur gefunden? — In unsern großen öffentlichen Lehranstalten ist dies nicht sehr gewöhnlich."

„Ich bin jetzt zum ersten Male in der Schule," antwortete Leonhard trocken.

„Die Erfahrung ist die beste Lehrerin," bemerkte Burley; „und dies war auch der Grundsatz Göthe's, der doch gewiß Büchergelehrsamkeit genug hatte."

Randal zuckte leicht mit den Achseln, und ohne weiter Leonhard, den Bauerknaben, der sich ausbilden wollte, zu beachten, setzte er sich, und sprach mit Burley über eine politische Frage, welche damals das Kriegsgeschrei zwischen den beiden großen parlamentarischen Parteien bildete. Es war ein Gegenstand, in welchem Burley viel allgemeine Kenntnisse darlegte, und Randal, der nicht mit ihm übereinzustimmen schien, entwickelte ebenfalls seine Geistesfähigkeiten. Das Gespräch währte länger wie eine Stunde.

„Ich kann mich nicht ganz Ihrer Meinung anschließen,"

sagte Randal, als er sich empfahl; „aber Sie müssen mir erlauben, wiederzukommen. — Wird Ihnen dieselbe Stunde morgen gelegen sein?"

„Ja!" erwiederte Burley.

Der junge Mann fuhr in seinem Cabriolet wieder fort. Leonhard beobachtete ihn aus dem Fenster.

Fünf Tage hintereinander kam Randal und besprach die Frage in allen ihren Beziehungen. Burley interessirte sich schon nach dem zweiten Tage für den Gegenstand, studirte die Quellen und Materialien, frischte sein Gedächtniß an, und brachte selbst einige Stunden auf der Bibliothek des britischen Museums zu.

Am fünften Tage hatte Burley Alles erschöpft, was von seinem Gesichtspuncte aus zur Erörterung der Frage dienen konnte.

Leonhard hatte während dieser Gespräche — dem Anscheine nach in Lesen vertieft — bei Seite gesessen, und sich verletzt gefühlt durch Randal's Nichtbeachtung seiner Gegenwart; denn dieser junge Mann hegte in seinem stolzen Selbstgefühle, und mit seinen ehrgeizigen Plänen beschäftigt, kaum Neugierde zu erfahren, wie Leonhard sich über seine frühere Stellung erhoben habe, und betrachtete ihn nur als einen Lohnarbeiter Burley's. Doch Jene, die sich selbst bilden, haben schnellere und schärfere Beobachtungsgabe, und es schien Leonhard, als spiele Randal mehr eine Rolle für irgend einen besondern Zweck, als daß er im Ernste die Ansichten Burley's bestritten habe, und als er sich erhob, und sagte: „Herr Burley, Sie haben mich überzeugt," wurde dies nicht mit der Bescheidenheit eines aufrichtigen Gegners gesprochen, sondern wie im Triumphe darüber, daß er seinen Zweck erreicht habe. Unser unbeachteter

und schweigender Zuhörer bewunderte aber so sehr Burley's Fähigkeit, allgemeine Gesichtspuncte aufzufassen, und das weite Gebiet, über das seine Kenntnisse sich ausdehnten, daß, als Randal das Zimmer verließ, der Jüngling den nachläs-sigen, sorglosen Mann ansah, und laut sagte: „Nein, Wissen ist nicht Macht!"

„Gewiß nicht," erwiederte Burley trocken; „es ist sehr schwach."

„Das Wissen ist Macht!" murmelte Randal Leslie, als er mit einem Lächeln von dem Hause abfuhr.

Nicht viele Tage nach dieser Zusammenkunft erschien ein kurzes Pamphlet, und obgleich es anonym war, machte es doch einen großen Eindruck in der Stadt. Es betraf den zwischen Randal und Burley besprochenen und erör-terten Gegenstand, und in den Zeitungen erschienen lange Artikel darüber. Eines Morgens sprang Burley auf und sagte: „Es sind meine eigenen Gedanken — meine eigenen Worte! — Wer zum Teufel hat das Pamphlet geschrieben?"

Leonhard nahm die Zeitung aus Burley's Hand; den schmeichelhaftesten Lobeserhebungen folgten die Aus-züge, und diese waren fast wörtlich, wie Burley gesprochen hatte.

„Können Sie noch in Zweifel sein über den Verfasser?" sagte Leonhard mit tiefem Widerwillen und unverhehlter Verachtung. „Der junge Mann, der zu Ihnen kam, um Ihr Gehirn zu stehlen und Ihr Wissen . . . ."

„In Macht zu verwandeln!" unterbrach ihn Burley lächelnd; aber es war ein schmerzliches Lächeln. „Das war allerdings unedel, und ich will es ihm sagen, wenn er kommt."

„Er wird nicht wiederkommen," versetzte Leonhard.

Auch ließ sich Randal nicht mehr sehen; aber er schickte Herrn Burley ein Exemplar des Pamphlets mit einem höflichen Billet, worin er mit aufrichtiger Anerkennung erklärte, er habe Herrn Burley's Andeutungen und Bemerkungen Vieles zu verdanken.

Bald las man in allen Zeitungen, das Pamphlet, welches so viel Aufsehen gemacht habe, sei von einem sehr jungen Manne, einem Verwandten des Herrn Audley Egerton, und man sprach bereits hohe Hoffnungen für die künftige Laufbahn des Herrn Randal Leslie aus.

Burley begnügte sich noch, darüber zu lachen; aber sein Verdruß ließ sich doch nicht verläugnen. Leonhard haßte und verachtete Randal Leslie, und sein Herz wendete sich Burley mit edlem, aber gefährlichem Mitleide zu. In seinem Wunsche, den Mann zu trösten und zu beruhigen, der, wie es ihm schien, um seinen Ruhm betrogen worden, vernachlässigte er die Vorsicht, die er bisher sich selbst auferlegt hatte, und gab immer mehr dem Zauber dieses untergegangenen Geistes nach. Er begleitete Burley jetzt überall hin, wo dieser seine Abende zubrachte, und immer mehr — wenn auch allmälig, und mit manchem Zurückweichen und Selbstvorwurf — bemächtigte sich seiner die Verachtung des Cynikers gegen den Ruhm, und die elende Philosophie der Zufriedenheit mit der Erniedrigung.

Randal war durch Burley's Wissen zu hohem Rufe gelangt. Aber würde Burley, wenn er das Pamphlet geschrieben hätte, sich desselben Rufes erfreut haben? Nein; gewiß nicht. Randal Leslie vereinigte mit diesem Wissen Eigenschaften, die ganz ihm angehörten — einen einfachen, kräftigen und logischen Styl; einen gewissen Ton der guten Gesellschaft, und Andeutungen auf Männer und Parteien,

aus denen hervorging, daß er mit einem Cabinetsminister bekannt sei; auch hatte er dem Umgange mit Egerton, und den Gesprächen mit ihm nicht weniger zu verdanken, wie denen mit Burley.

Hätte Burley das Pamphlet geschrieben, so würde es mehr Genie verrathen haben, voll Humor und Witz gewesen sein, aber auch mit so vielen Absonderlichkeiten, so vielen Sünden gegen den guten Geschmack, und solchem Mangel an Gediegenheit, daß es wohl keine ernste Aufmerksamkeit erregt haben möchte. — Hier aber war auch noch etwas Anderes außer dem Wissen, wodurch es zur Macht wird. — Das Wissen darf nicht nach der Branntweinflasche riechen.

Randal Leslie mochte unedel gehandelt haben in seinen Plagiaten, aber er hatte das Nutzlose in das Nützliche verwandelt, und insofern war es sein eigenes Werk.

. Aber unsere Bewunderung wendet sich dennoch mehr, wie jene Leonhard's, dem armen, sorglosen, gesunkenen Manne zu.

Burley ging nach der Brent und fischte wieder nach dem einäugigten Barsch. Leonhard begleitete ihn. Seine Gefühle waren allerdings anders, wie damals, als er unter dem alten Baume saß, und mit Helenen von der Zukunft sprach; aber es war merkwürdig zu beobachten, wie Burley's Wesen sich zu verwandeln schien, als er an dem Ufer des Flusses umherschweifte, und von seiner Knabenzeit sprach. Der Mann schien zu der Unschuld der Kindlichkeit zurückzukehren. Er kümmerte sich wenig um den Barsch, der sich immer noch nicht fangen ließ; aber er freute sich der Luft und des Himmels, des wogenden Grases und der murmelnden Wellen. Diese Wanderungen in der Gegend, wo er

seine Jugend zugebracht hatte, waren wie eine neue Taufe für ihn. Seine Beredsamkeit nahm einen idyllischen Ausdruck an, und selbst Isak Walter würde ihm gern zugehört haben. Als er aber in den Dunst der Hauptstadt zurückkehrte, und die Gaslampen ihn den Sonnenuntergang und den sanften Abendstern vergessen ließen, gab er sich seinen rohen Gewohnheiten wieder hin, und wandelte von neuem mit schwankendem, unruhigem Schritte zu Zechgelagen, in denen sein gemißbrauchter Geist einige Zeit aufflammte, und dann in Ohnmacht versank.

Achtes Capitel.

Helene wurde von tiefer Traurigkeit ergriffen. Leonhard hatte sie drei- bis viermal besucht, und jedes Mal bemerkte sie eine Veränderung an ihm, die ihr Besorgnisse erregte. Er schien allerdings mehr gewitzigt und weltklug zu sein; mehr geeignet für das gewöhnliche Alltagsleben; aber andererseits vermißte man immer mehr die Frische und das edle Aufstreben seiner Jugend. Sein Streben wendete sich mehr der Erde zu. Er hatte das Praktische noch nicht in seiner Gewalt, und wußte dessen Zwecke noch nicht mit der kräftigen Hand des geistigen Architekten, des idealen Baumeisters zu gestalten; — das Praktische überwältigte ihn. Helene erbleichte, wenn er von Burley sprach, und sie erschauderte — die arme, kleine Helene — als sie vernahm, daß er fast jeden Tag und jede Nacht in einer Gesellschaft zubrachte, welche sie in ihrer angebornen, ehrlichen Klugheit für so ungeeignet hielt, ihn zu erkräftigen in seinen Kämpfen, und ihn gegen die Versuchung aufrecht zu erhalten. Sie seufzte, als sie über seine Geldmittel mit ihm sprach, und sich überzeugte, sein früherer Schrecken vor Schulden ver-

schwinde allmälig, so wie die festen, gesunden Grundsätze, die er aus seinem Dorfe mitgebracht hatte. Unter allem diesem lag allerdings etwas, worin eine klügere und ältere Person eine Zusage der Besserung gefunden haben würde. — Dieses Etwas war der Schmerz — ein erhabener Schmerz über sein eigenes Bewußtsein des Versinkens, über seine eigene Ohnmacht gegen das Geschick, das er herausgefordert und selbst sich gewünscht hatte. Die Erhabenheit dieses Schmerzes konnte Helene nicht begreifen; sie sah nur, daß es Schmerz war, und sie trauerte mit ihm, und entschuldigte jeden Fehler, denn er vermehrte ihren Eifer, ihn zu trösten, damit sie ihn retten könne. Selbst damals, als Leonhard gesagt hatte: „Ach Helene! warum hast du mich verlassen?" hegte sie schon den Gedanken, zu ihm zurückzukehren; und als er ihr bei Gelegenheit seines letzten Besuches mittheilte, Burley — von Gläubigen verfolgt — beabsichtige seine jetzige Wohnung zu verlassen, und sich zu Leonhard in das von ihr verlassene Zimmer zu flüchten, war alle Unentschiedenheit vorüber. Sie beschloß, den Schutz der ihr jetzt gesicherten Heimat aufzuopfern, und zurückzukehren, Leonhard's Armuth und Kämpfe zu theilen, und das Zimmer, worin sie für ihn gebetet hatte, vor der gefährlichen Gegenwart des Versuchers zu retten.

Aber sollte sie ihm zur Last fallen? — Nein; sie hatte ihren Vater durch manche kleine weibliche Handarbeiten unterstützt, und sich in denselben während ihres Aufenthaltes bei Miß Starke noch vervollkommt. Sie konnte ihren Antheil zu den gemeinschaftlichen Bedürfnissen beitragen. Von diesem Gedanken erfüllt, beschloß sie, ihn noch vor dem Tage auszuführen, an welchem, wie Leonhard gesagt hatte, Burley seine Wohnung verändern wolle. Demgemäß stand

sie eines Morgens sehr früh auf, schrieb ein freundliches und dankbares Billet an Miß Starke, die noch in tiefem Schlafe lag, ließ es auf dem Tische zurück, und bevor Jemand im Hause wach war, schlich sie mit ihrem kleinen Bündel unter dem Arme hinaus. Sie verweilte einen Augenblick an dem Gartenthore mit dem reuigen Gefühle, als sei sie undankbar gewesen gegen den Schutz, den Miß Starke ihr gewährt hatte. Doch die schwesterliche Liebe überwand alles. Sie verschloß das Thor mit einem Seufzer, und ging weiter.

Sie kam in ihrer früheren Wohnung an, bevor Leonhard aufgestanden war, richtete sich in ihrem ehemaligen Zimmer ein, und indem sie sich zu Leonhard begab, als er eben ausgehen wollte, sagte sie (die kleine Lügnerin): „Ich bin fortgeschickt worden, Bruder, und ich komme zu dir, damit du dich meiner annimmst. — Wir wollen uns nicht wieder trennen. — Aber du mußt auch sehr heiter und sehr glücklich sein, sonst werde ich glauben, daß ich dir zur Last falle.“

Leonhard sah anfangs heiter und selbst glücklich aus; aber dann dachte er an Burley, und an seine eigenen Mittel zu ihrer Unterstützung, er wurde verlegen, und begann Helenen zu fragen, ob eine Versöhnung mit Miß Starke nicht möglich sei. Helene erwiederte darauf im ernsten Tone: „Es ist nicht möglich; — verlange es nicht, und gehe nicht zu ihr.“

Leonhard glaubte jetzt, sie sei gedemüthigt und beleidigt worden, und erinnerte sich, daß sie das Kind eines Gentleman sei, und er fühlte ihren verwundeten Stolz — denn er war selbst stolz. Er zeigte sich aber immer noch etwas verlegen.

„Soll ich die Casse wieder führen, Leonhard?“ fragte Helene schmeichelnd.

„Ach!" erwiederte Leonhard, „die Casse ist leer."

„Das ist sehr böse von der Casse, da du so viel hineinthust."

„Ich?"

„Sagtest du nicht, daß du wöchentlich wenigstens ein Pfund Sterling erwirbst?"

„Ja; aber Burley nimmt das Geld, und da ich dem armen Manne Alles verdanke, so habe ich nicht den Muth, zu verhindern, daß er es ausgibt, wie er will."

Plötzlich trat die Wirthin ein, und sagte im höflichen, aber festen Tone: „Entschuldigen Sie, ich wünsche, daß Sie mir die monatliche Miethe zahlen könnten."

Leonhard erröthete. „Das Geld soll heute bezahlt werden."

Er drückte seinen Hut auf den Kopf, und indem er Helenen freundlich zunickte, entfernte er sich.

„Sprechen Sie in Zukunft mit mir, meine liebe Mistreß Smedley," sagte Helene, indem sie sich das Ansehen einer Hausfrau zu geben wußte. „Er ist immer in seinen Studien vertieft, und darf nicht gestört werden."

Die Wirthin — eine gute Frau, wenn sie ihre Miethe zu rechter Zeit hatte — lächelte wohlwollend. Sie war Helenen gewogen, welche sie schon von früher her kannte.

„Es freut mich so, daß Sie zurückgekommen sind, und vielleicht bleibt jetzt der junge Mann des Abends nicht so lange aus. Ich beabsichtigte, ihn zu warnen, aber ...."

„Aber er wird dereinst ein berühmter Mann werden, und Sie müssen jetzt Nachsicht mit ihm haben ...." — und Helene küßte Mistreß Smedley, und diese entfernte sich, fast zum Weinen geneigt.

Dann beschäftigte sich Helene in den Zimmern. Sie fand den Koffer ihres Vaters, welcher angekommen war. Sie untersuchte den Inhalt, und weinte, als sie jede einfache, aber heilige Reliquie berührte. Aber das Andenken an ihren Vater schien dieser Heimat eine Weihe zu verleihen, welche die frühere nicht hatte. Sie erhob sich ruhig, und begann mechanisch, Alles in Ordnung zu bringen, indem sie seufzte, als sie Alles so vernachläßigt sah, bis sie an den Rosenstock kam, und dieser allein war gepflegt und sorgfältig behandelt worden. „Theurer Leonhard!" murmelte sie, und das Lächeln kehrte auf ihre Lippen zurück.

Neuntes Capitel.

Nichts hätte vielleicht Leonhard von Burley trennen können, wie Helenens Rückkehr. Es war ihm unmöglich, selbst wenn noch ein anderes Zimmer im Hause zu vermiethen gewesen wäre (was nicht der Fall war), diesen lärmenden Sohn der Muse und des Bacchus, der mitunter Zweideutigkeiten sagte, wenn er nach Branntwein roch, in dieselbe Wohnung mit einem unschuldigen, zarten, schüchternen Mädchen einzuführen. Leonhard konnte sie auch nicht immer allein lassen; durch sie hatte er wieder eine Häuslichkeit, durch sie wurden ihm Pflichten auferlegt. Er sagte daher Burley, in Zukunft werde er in seinem eigenen Zimmer schreiben und studiren, und duldete mit manchem Erröthen und so zart er konnte an, es scheine ihm, was er mit seiner Feder erwerbe, müsse er mit Burley theilen, dessen Verwendung er seine Beschäftigung verdanke, und aus dessen Büchern oder Kenntnissen er zum Theile entnehme, was dazu nothwendig sei; die andere Hälfte, wenn er sie

als sein Eigenthum zu betrachten habe, könne er nicht länger für Vergnügungen oder Trinkgelage ausgeben, denn er habe jetzt noch für ein anderes Wesen zu sorgen.

Burley wies mit vieler Großmuth den Vorschlag zurück, die Hälfte des Erwerbes seines Mitarbeiters anzunehmen; aber er sprach sehr mürrisch über den bescheidenen Anspruch, den Leonhard an die andere Hälfte machte, und obgleich er ein gutmüthiger, gefühlvoller Mann war, zeigte er sich doch sehr unwillig über die plötzliche Dazwischenkunft der armen Helene. Leonhard gab jedoch nicht nach; Burley wurde verdrießlich, und so trennten sie sich. Die Miethe mußte noch bezahlt werden. Doch wie? — Leonhard dachte zuerst an den Pfandleiher. Er hatte Kleider, die er entbehren konnte, und Riccabocca's Uhr. Nein; — die letztere wollte er nicht zu so erniedrigendem Zwecke benutzen.

Er kam gegen Mittag zurück und traf Helenen an der Hausthüre. Sie war auch aus gewesen, und ihre sanften Wangen erglühten von ungewohnter Bewegung und dem Gefühle der Freude. Sie besaß noch die Goldstücke, welche Leonhard ihr bei Gelegenheit seines ersten Besuches zurückgebracht hatte. Sie war jetzt ausgegangen, um Wolle und was sonst für ihre Arbeit nothwendig war, zu kaufen, und hatte auch die Miethe bezahlt.

Leonhard wendete nichts ein gegen die Arbeit; aber seine Wangen rötheten sich, als er erfuhr, daß sie die Miethe bezahlt habe, und er war darüber sehr zornig. Er zahlte ihr an jenem Abende zurück, was sie ausgelegt hatte, und Helene weinte im Stillen über seinen Stolz; aber noch mehr weinte sie, als sie am nächsten Tage bemerkte, daß viele seiner Kleidungsstücke fehlten.

Leonhard arbeitete jetzt zu Hause mit vielem Eifer, und Helene saß an seiner Seite, ebenfalls mit ihrer Arbeit beschäftigt, so daß der nächste Tag und der darauf folgende ruhig vergingen. Am Abende des zweiten Tages lud er sie zu einem Spaziergange in den Feldern ein. Sie sprang fröhlich auf, aber plötzlich ward die Thüre aufgerissen, und hinein taumelte John Burley — betrunken — und wie betrunken!

Zehntes Capitel.

Mit Burley taumelte noch ein anderer Mann in das Zimmer — einer seiner Freunde, — ein Mann, der ein Kaufmann und früher in guten Umständen gewesen war, der aber unglücklicherweise Sinn für Literatur hatte, und Burley gerne sprechen hörte. Seitdem er ihn kennen gelernt hatte, vernachlässigte er sein ganzes Geschäft, und wurde bankerott. Er sah sehr schäbig aus, und seine Nase war noch röther, wie jene Burley's.

John taumelte auf die arme Helene zu. „Du bist also der Pentheus im Unterrock, der dem Bacchus Trotz bietet?" sagte er, und dann brüllte er einen Vers des Euripides. Helene lief fort, und Leonhard sagte:

„Schämen Sie sich, Burley!"

„Er ist betrunken," sagte Herr Douce, der bankrotte Kaufmann; — „sehr betrunken, — kehren Sie sich nicht an ihn. — Ich hoffe, Sir, wir stören hier nicht. — Bleib sitzen, Burley — bleib sitzen — und sprich — so — das ist brav. — Sie sollten ihn sprechen hören, Sir!"

Leonhard hatte indessen Helene in ihr Zimmer gebracht, und bat sie, unbesorgt zu sein, und ihre Thüre zu verschließen. Er kehrte dann zu Burley zurück, der sich

auf das Bett gesetzt hatte, und sich viele Mühe gab, sich aufrecht zu halten, während Herr Douce sich bestrebte, eine kurze irdene Pfeife anzuzünden, die er in seinem Knopfloche trug — aber ohne sie gefüllt zu haben; — und da ihm dies natürlich nicht gelang, so begann er zu weinen.

Leonhard war sehr entrüstet und aufgebracht um Helenen willen, aber es ließ sich nicht hoffen, Burley zur Vernunft zu bringen, — und wie konnte er den Mann, gegen den er Verpflichtungen hatte, aus seinem Zimmer entfernen?

In Helenens Ohren drangen geräuschvolles Geschwätz, übermüthiges Gelächter, und mißlungene Versuche, Trinklieder zu singen. Dann hörte sie, wie Mistreß Smedley in Leonhard's Zimmer ihm Vorwürfe machte; aber Burley's Gelächter war lauter, wie vorher, und die Wirthin, eine sanfte Frau, zog sich schnell zurück. Es begann wieder ein langes und lautes Geschwätz, in welchem Burley's Stimme besonders vorwaltete, während Herr Douce nur in abgebrochenen und gestotterten Sätzen sich vernehmen ließ. So ging es eine Stunde nach der andern, weil sie nichts zu trinken hatten, denn sonst würde die Scene bald ihr Ende erreicht haben. Burley begann allmälig, sich etwas nüchtern zu schwatzen. Dann hörte man Herrn Douce die Treppe hinabgehen, und es wurde still. Um die Morgenstunde klopfte Leonhard an Helenens Thüre. Sie öffnete gleich, denn sie war nicht zu Bette gegangen.

„Helene," sagte er sehr traurig, „du kannst nicht länger hier bleiben. Es muß sich eine geeignete Heimat für dich finden. — Dieser Mann ist mir nützlich gewesen, als ich in ganz London keinen Freund hatte, und er sagte

mir, daß er sonst nirgends sicher ist, indem seine Gläubiger ihn verfolgen und in das Schuldgefängniß wollen bringen lassen. Er ist jetzt eingeschlafen. Ich will dir eine Wohnung hier in der Nähe suchen; ich kann dem Manne, der mich beschützt hat, eine Aufnahme nicht verweigern, aber du darfst nicht unter demselben Dache mit ihm bleiben. Du bist mein guter Engel, und doch muß ich dich so verlassen!»

Er wartete nicht auf ihre Antwort, sondern eilte die Treppe hinab.

Das Licht des Morgens drang durch die mit Laden nicht versehenen Fenster in Leonhard's Dachstube, und die Vögel begannen von der Ulme zu zwitschern, als Burley sich erhob, sich schüttelte und umsah. Er konnte noch nicht begreifen, wo er war. Er nahm den Wasserkrug, leerte ihn in drei Zügen, und fühlte sich jetzt erfrischt. Dann begann er, das Zimmer zu untersuchen, — sich Leonhards Manuscripte anzusehen, — in die Schubladen zu blicken, indem er sich wunderte, wo Leonhard geblieben sein möge. Zuletzt belustigte er sich damit, das Schüreisen und die Kohlenschaufel auf den Fußboden zu werfen, die Klingel zu ziehen, und so viel Geräusch zu machen, als er konnte, in der Hoffnung, die Aufmerksamkeit von irgend Jemand zu erregen, und sich seinen Morgentrank zu verschaffen.

Mitten in diesem Charivari ward die Thüre leise geöffnet — aber wie von einer entschlossenen Hand, — und die kleine Gestalt Helenens stand ruhig vor der Schwelle. Burley wendete sich um, und die beiden blickten sich einige Augenblicke schweigend und forschend an.

Burley, der seinen Zügen einen möglichst freundlichen Ausdruck verleiht: „Kommen Sie, meine Theure! —

Sie sind also das kleine Mädchen, das ich mit Leonhard an den Ufern der Brent sah, und Sie sind zurückgekehrt, um bei ihm zu bleiben? Ich bin auch gekommen, um hier zu wohnen. Sie sollen unsere kleine Haushälterin sein, und ich will Ihnen die Geschichte von der Prinzessin Schönchen erzählen, und viele andere, die sich in den Märchen von „Mutter Gans" nicht finden. Vorläufig, mein liebes kleines Mädchen, sind hier sechs Pence — haben Sie die Güte, mir Rhum dafür zu besorgen."

Helene, nähert sich langsam dem Herrn Burley, blickt ihm aber noch immer ernst in das Gesicht: „Ah! Sir, Leonhard sagt, daß Sie ein gutes Herz haben, und ihm nützlich gewesen sind. — Er kann Sie nicht bitten, das Haus zu verlassen, und so soll ich, die ihm nie nützlich war, mich von hier entfernen, und allein leben."

Burley, gerührt: „Sie sich entfernen, meine kleine Dame? — Weshalb? — Können wir nicht alle zusammen hier wohnen?"

Helene: „Nein, Sir. Ich verließ Alles, um zu Leonhard zu kommen; denn ich hatte ihn an dem Grabe meines Vaters kennen gelernt. Aber Sie rauben ihn mir, und ich habe keinen andern Freund auf Erden."

Burley, verlegen: »Erklären Sie sich. Weshalb müssen Sie ihn verlassen, da ich gekommen bin?"

Helene sieht Herrn Burley wieder lange und mit forschendem Blicke an, erwiedert aber nichts.

Burley: „Glaubt er, daß ich keine geeignete Gesellschaft für Sie sei?"

Helene schlägt die Augen nieder.

Burley zuckt mit den Achseln und sagt nach einer kleinen Pause: „Er hat Recht!"

Helene, folgt dem Antriebe ihres Herzens, tritt auf Burley zu, und ergreift seine Hand: „Ah, Sir! ehe er Sie kannte, war er ganz anders — so heiter und fröhlich. — Bei seiner ersten Enttäuschung wurde ich traurig und weinte, aber ich fühlte, daß er den Kampf bestehen würde — denn sein Herz war so gut und rein. O, Sir! glauben Sie nicht, daß ich Ihnen Vorwürfe machen will; aber was soll aus ihm werden — wenn, — wenn? — Nein; es ist nicht um meinetwillen, daß ich so spreche. Ich weiß, wenn ich hier wäre, und für ihn Sorge tragen könnte, würde er frühzeitig nach Hause kommen — und geduldig arbeiten — und — und — dann könnte ich ihn retten. Aber jetzt, wenn ich fort bin, und Sie bei ihm sind — Sie, gegen den er dankbar ist; Sie, dem er gegen sein eigenes Gewissen folgen würde (Sie müssen das einsehen, Sir) — was soll dann aus ihm werden?" Helenens Stimme ward durch Schluchzen unterdrückt.

Burley ging einige Mal mit langen Schritten im Zimmer umher; er war sehr aufgeregt. „Ich bin ein Dämon," murmelte er. „Ich dachte früher nie daran, — aber es ist wahr; — ich werde diesen Jüngling zu Grunde richten." Seine Augen füllten sich mit Thränen; er blieb plötzlich stehen, griff nach seinem Hute, und wendete sich der Thüre zu.

Helene trat ihm in den Weg, und indem sie ihn sanft am Arme nahm, sagte sie: „O Sir! verzeihen Sie mir — ich habe Sie verletzt..." — und sie sah ihn dabei mit einem so theilnehmenden Ausdrucke an, daß das sanfte Gesicht des Mädchens das eines Engels zu sein schien.

Burley beugte sich zu ihr, als wolle er sie küssen, zog sich aber gleich wieder zurück — vielleicht mit dem Ge-

fühle, daß seine Lippen nicht würdig seien, diese unschuldige Stirne zu berühren.

„Wenn ich eine Schwester gehabt hätte, — ein Mädchen wie Sie," murmelte er, „so wäre ich vielleicht auch noch zur rechten Zeit gerettet worden. — Aber jetzt.... —"

„Jetzt können Sie hier bleiben, Sir! ich fürchte Sie nicht mehr."

„Nein, nein; Sie würden mich, bevor es Abend wird, doch wieder fürchten, und ich möchte doch nicht immer in der geeigneten Laune sein, auf eine Stimme, wie die Ihrige, zu hören. Ihr Leonhard hat ein edles Herz und seltene Geistesfähigkeiten. Er kann sich emporarbeiten, und er soll es. Ich will ihn nicht mit in den Schlamm herabziehen. Leben Sie wohl! Sie werden mich nicht wiedersehen." — Er eilte die Treppe hinab, und war bald aus dem Hause.

Als Leonhard zurückkehrte, vernahm er mit Erstaunen, daß sein unwillkommener Gast fort sei; aber Helene wagte es nicht, ihm von ihrer Dazwischenkunft etwas zu sagen. Sie wußte, wie in Folge eines Instinctes, daß solche Dienstfertigkeit den männlichen Stolz kränken und verletzen werde — aber sie äußerte sich nie wieder hart über den armen Burley. Leonhard vermuthete, er werde im Verlaufe des Tages etwas von ihm sehen oder hören. Da er aber nichts von ihm erfuhr, so suchte er ihn an den Orten auf, wo er gewöhnlich zu verweilen pflegte; doch er fand keine Spur von ihm. Er fragte in der Expedition des „Bienenkorbes," ob man dort von seinem Aufenthalte nichts wisse; aber es war nichts von Burley zu erfahren.

Als er besorgt nach Hause kam — denn er war unruhig über das Verschwinden seines Freundes —, begegnete ihm Mistreß Smedley an der Thüre.

„Ich muß Sie ersuchen, Sir, sich nach einer andern Wohnung umzusehen," sagte sie. „Ich kann solches Singen und solchen Lärm während der Nacht in meinem Hause nicht dulden. Sie sollten sich vor dem armen Mädchen schämen."

Leonhard machte ein düsteres Gesicht, und ging in seine Stube.

Eilftes Capitel.

Burley schlug, wie durch einen bessern Instinct geleitet — denn er war sich seiner Handlungen kaum bewußt, als er Helenen verlassen hatte — den Weg nach den stillen grünen Landschaften ein, wo er seine Jugend zugebracht hatte. Als er endlich anhielt, war er bereits vor der Thüre eines Gebäudes, das mitten in den Feldern stand, mit einem kleinen Hofe dahinter, und in der Ferne sah man durch die Bäume die Gewässer der in vielen Windungen strömenden Brent.

Burley kannte die Bewohner dieses Hauses — ein gutmüthiges, altes Paar — schon seit seiner Knabenzeit. Dort ließ er gewöhnlich seine Angelruthen und sein Fischgeräthe; dort hatte er bisweilen in seinem unruhigen, bewegten Leben zwei bis drei Tage zugebracht, indem er jedesmal am ersten Tage sich auf dem Lande wie im Himmel zu sein dünkte, aber schon vor dem dritten Tage überzeugt war, daß es ein Fegefeuer sei.

Eine alte Frau, von reinlichem und anständigem Aeußern, kam hinaus, um ihn zu begrüßen.

„Ah! Master John!" sagte sie, seine schlaffe Hand ergreifend. „Jetzt ist es angenehm auf den Feldern; — ich hoffe, Sie sind gekommen, um einige Zeit bei uns zu ver-

weilen? Das ist recht; das wird Sie erfrischen; Sie verlieren in London ganz die blühende Farbe, die Sie früher hatten."

„Ich will bei Ihnen bleiben, meine gütige Freundin," erwiederte Burley in ungewöhnlich sanftem Tone. „Ich kann also mein altes Zimmer wieder haben?"

„O ja; kommen Sie, und sehen Sie sich es an. Ich vermiethe es jetzt an Niemand, wie an Sie, und ich habe es nie vermiethet, seitdem die schöne Dame mit dem Engelsgesichte uns verließ. Das arme Wesen! — Was mag aus ihr geworden sein?"

Indem die alte Frau so sprach, während Burley nicht zuhörte, zog sie ihn in das Haus, und führte ihn die Treppe hinauf in ein Zimmer, das auch für ein besseres Haus gepaßt hätte; denn es war mit Geschmack und selbst mit Eleganz ausgestattet.

Ein kleines Pianoforte stand dem Kamine gegenüber, und aus dem Fenster hatte man die Aussicht auf grüne Wiesen und Baumhecken, so wie auf die Biegungen des blauen Flusses. Burley sank erschöpft auf einen Stuhl, und sah zerstreut aus dem Fenster.

„Haben Sie noch nicht gefrühstückt?" fragte die Wirthin besorgt.

„Nein!"

„Soll ich Ihnen Eier — sie sind frisch gelegt — mit Schinken backen? — Wenn Sie Branntwein zu Ihrem Thee wünschen, so habe ich auch noch welchen, den Sie vor längerer Zeit in Ihrer Flasche zurückließen."

Burley schüttelte mit dem Kopfe. „Keinen Branntwein, Mistreß Goodyer; nur frische Milch. Ich will sehen, ob ich die Natur noch zwingen kann."

Mistreß Goodyer wußte nicht, was er damit sagen wollte, aber Sie erwiederte: „Wie Ihnen beliebt, Master John!" und verschwand.

An diesem Tage ging Burley mit seiner Angelruthe aus, und fischte eifrig nach dem einäugigten Barsch; aber vergebens. Dann wanderte er, pfeifend, und mit den Händen in den Taschen, am Ufer umher. Er kehrte gegen Sonnenuntergang nach dem Pächterhause zurück, genoß etwas von den ihm zubereiteten Speisen, enthielt sich des Branntweins, — und fühlte sich sehr niedergeschlagen. Er ließ sich Federn; Tinte und Papier geben, und versuchte zu schreiben, konnte aber nicht zwei Zeilen zu Stande bringen. Er rief Mistreß Goodyer: „Sagen Sie Ihrem Manne, er möge zu mir kommen; ich will mit ihm plaudern."

Der alte Jacob Goodyer erschien, und Burley bat ihn, alle Neuigkeiten aus dem Dorfe mitzutheilen. Jacob that es gern, und Burley schlief endlich ein. Am nächsten Tage war es fast eben so, nur daß er beim Mittagessen zur Branntweinflasche griff, und sie austrank; auch ließ er Jacob nicht rufen, sondern es gelang ihm, etwas zu schreiben.

Am dritten Tage regnete es fortwährend. „Haben Sie keine Bücher, Mistreß Goodyer?" fragte der arme John Burley.

„O ja; einige, welche die gute Dame zurückließ; vielleicht macht es Ihnen auch Vergnügen, Papiere von ihrer Hand, die ich noch habe, durchzusehen."

„Nein; — alle Frauenzimmer schreiben dasselbe. — Geben Sie mir die Bücher."

Die Bücher wurden gebracht. Gedichte und Versuche.

John wußte sie auswendig. — Am Abend hörte der Regen auf; er nahm seinen Hut und ging hinaus.

„Natur! Natur!" murmelte er, als er in der frischen Luft war, und längs der noch vom Regen triefenden Baumhecken umherwanderte. „Dich kann man nicht zwingen! Aber ich habe dich schändlich verlassen, das weiß ich; du bist ein Frauenzimmer, und kannst nicht verzeihen. Doch ich beklage mich nicht. Du magst sehr schön sein; aber du bist die langweiligste Gefährtin, die ich kennen lernte. Ich danke dem Himmel, daß ich mit dir nicht verheiratet bin."

Mit diesen Worten trat John Burley seinen Weg nach London an, und kehrte in das erste Wirthshaus ein. Von diesem kam er in eine lebhaftere Gegend, und wanderte nach dem Herzen der Hauptstadt zu. — Jetzt ist er auf dem Leicester Square, und er betrachtet die Fremden, die dort umhergehen, und summt sich ein Liedchen; — jetzt treten aus einer Gasse zwei Gestalten hervor, und verfolgen seine sorglosen Schritte; — jetzt nimmt er seinen Weg durch das Gedränge gegen St. Martin's zu, und indem er sich auf ein Trinkgelage freut, als er sich seinen Lieblingsorten nähert, läßt er das Silber in seinen Taschen erklingen, — und jetzt sind die beiden Gestalten dicht hinter ihm.

„Heil dir, o Freiheit!" murmelte John Burley. „Du wohnst in den Städten, und dein Palast ist das Wirthshaus."

„Im Namen des Königs!" schrie jetzt eine kräftige Stimme, und John Burley fühlte den schrecklichen, aber ihm wohlbekannten Griff an seiner Schulter.

Die beiden Gerichtsvollzieher, die ihn verfolgten, haben sich ihrer Beute bemächtigt.

„Auf wessen Antrag?" stammelte John Burley.

„Des Weinhändlers, Herrn Cox."

„Cox? — Ich gab dem Manne vor noch nicht drei Monaten einen Wechsel auf meine Banquiers."

„Aber er wurde nicht bezahlt."

„Was hat das zu sagen? — Die Absicht war dieselbe. Ein gutes Herz nimmt den Willen für die That. Cox ist ein Ungeheuer von Undankbarkeit, und ich entziehe ihm meine Kundschaft."

„Das ist recht. — Wollen Euer Ehren einen Wagen nehmen?"

„Ich möchte lieber das Geld für etwas Anderes verwenden," erwiederte John Burley. „Gebt mir euren Arm; ich bin nicht stolz. Uebrigens danke ich doch dem Himmel, daß ich nicht mehr auf dem Lande zu schlafen brauche."

John Burley schlief dafür im Schuldgefängnisse Fleet.

Zwölftes Capitel.

Miß Starke war eine jener Damen, die ihr Leben in dem schlimmsten aller bürgerlichen Kämpfe — dem Kriege mit ihren Dienstboten und Untergebenen zubringen. Sie betrachtete die Mitglieder dieser Classe als die fortwährenden und unversöhnlichen Feinde der unglücklichen Haushaltungen, welche sie zu beschäftigen verurtheilt seien. Sie glaubte, daß sie im Uebermaße Speisen und Getränke zu sich nähmen, um ihre Wohlthäter zu Grunde zu richten; — daß sie in unaufhörlicher Verschwörung unter einander, und mit den Handelsleuten, begriffen seien, um ihre Herrschaften zu betrügen und zu plündern. Miß Starke war eine unglückliche Frau; da sie keine Verwandte oder Freunde hatte, die

geneigt waren, sich an ihrem Kampfe gegen ihre häuslichen Feinde zu betheiligen, und ihre Einnahme — wenn auch genügend für sie — ein Jahrgeld war, das mit ihrem Tode aufhörte, wodurch mehrere Neffen und Nichten veranlaßt wurden, sich auf die vagen Gränzen natürlicher Neigung (welche nicht vorhanden war) zu beschränken, und da sie den Mangel eines freundlichen Gesichtes in der sie umgebenden Welt des Mißtrauens und des Hasses fühlte, — so hatte sie zu dem Hilfsmittel besoldeter Gefährtinnen ihre Zuflucht genommen. Doch diese waren nie lange bei ihr geblieben, — entweder mißfielen sie Miß Starke, oder Miß Starke mißfiel ihnen. Die arme Frau hatte daher beschlossen, sich ein kleines Mädchen aufzuziehen, deren Herz, wie sie zu sich selbst sagte, frisch und unverdorben sei, und von der sie Dankbarkeit erwarten könne. — Im Ganzen war sie mit Helenen zufrieden gewesen, und hatte beabsichtigt, dieses Kind in ihrem Hause zu behalten, so lange sie (Miß Starke) auf Erden verweile — vielleicht noch einige dreißig Jahre — und dann, nachdem sie dieselbe sorgfältig von einer Heirat abgehalten, ihr nichts zu hinterlassen, wie das Bedauern, eine so freundliche Wohlthäterin verloren zu haben. Dieser Absicht entsprechend und um sich die Neigung des Kindes zu gewinnen, hatte Miß Starke etwas von der, ihrem Benehmen und Charakter eigenthümlichen, kalten Strenge nachgelassen, und war gegen Helene auf ihre Art freundlich gewesen. Sie hatte sie weder geschlagen, noch gestoßen, noch verhungern lassen. Sie hatte ihr gestattet, einen Besuch von Leonhard anzunehmen — (in Folge des mit dem Doctor Morgan getroffenen Uebereinkommens) — und zehn Pence für Kuchen ausgelegt, und außerdem Früchte aus ihrem Garten zu der ersten Zusammenkunft beigetragen; eine Gastfreund-

schaft, welche sie später nicht für angemessen hielt, zu erneuern. Zum Danke dafür glaubte sie das Recht auf Helene — körperlich und geistig — erkauft zu haben, und nichts konnte ihrer Entrüstung gleichkommen, als sie eines Morgens aufstand, und fand, daß das Kind verschwunden sei. Da es ihr nie eingefallen war, Leonhard's Adresse zu verlangen, obgleich sie vermuthete, Helene sei zu ihm gegangen, so wußte sie nicht, was sie beginnen sollte, und blieb vier und zwanzig Stunden lang in einem Zustande der traurigsten Niedergeschlagenheit. Dann begann sie, das Kind so sehr zu vermissen, daß ihre Thatkraft erwachte, und sie sich überredete, sie wäre durch das reinste Wohlwollen veranlaßt, dieses arme Wesen aus der Welt, in die es sich so übereilt gestürzt hatte, wieder zu sich zu berufen.

Sie schickte demgemäß folgende Anzeige in die „Times," die genau einer andern nachgeahmt war, durch welche sie in frühern Jahren einen Lieblingsschooßhund wieder erhalten hatte.

„Zwei Guineen Belohnung."

„Es hat sich verlaufen vom Epheu-Landhaus in Highgate ein kleines Mädchen; sie antwortet auf den Namen Helene, hat blaue Augen und braune Haare, trägt ein Mousselinkleid und einen Strohhut mit blauen Bändern. Wer dieselbe nach dem Epheu-Landhaus bringt, erhält obige Belohnung."

„N. B. — Es wird nicht mehr bewilligt, als oben bemerkt wurde."

Der Zufall wollte, daß Mistreß Smedley eine Anzeige in die Times hatte einrücken lassen für eine ihrer Nichten, die vom Lande kam, und für welche sie eine Stelle

zu finden wünschte. Sie ließ, ihrer sonstigen Gewohnheit zuwider, die Zeitung holen, und bemerkte dicht neben ihrer eigenen Anzeige jene der Miß Starke.

Es war unmöglich, daß sie die Beschreibung Helenens verkennen konnte, und da sie diese Anzeige an demselben Tage las, nachdem das ganze Haus durch Burley's geräuschvollem Besuche gestört und in Aufregung versetzt worden war, und an welchem sie beschlossen hatte, sich eines Miethers zu entledigen, der solche Gäste empfing, freute sich die gutmüthige Frau, daß sich Gelegenheit dargeboten habe, Helene einer sichern Heimat wieder zuzuführen. Während sie das erwog, trat Helene selbst in die Küche, wo Mistreß Smedley saß, und diese war so unvorsichtig, auf die Anzeige hinzudeuten und ein ernstes Wort — wie sie es nannte — mit dem kleinen Mädchen zu sprechen.

Helene bat sie vergebens, und mit Thränen, keinen Schritt in Folge der Anzeige zu thun. Mistreß Smedley hielt es für ihre Pflicht, und war hartnäckig. Bald darauf setzte sie ihren Hut auf, und verließ das Haus. Helene vermuthete, sie sei auf dem Wege zu Miß Starke, und sie dachte nur an Flucht. Leonhard war mit seinem Manuscript zu der Expedition des „Bienenkorbs" gegangen. Sie packte alle ihre gemeinschaftlichen Sachen zusammen, und als dies geschehen war, kehrte er zurück. Sie theilte ihm die Nachricht von der Anzeige mit, und sagte, sie würde sehr unglücklich sein, wenn sie gezwungen würde, wieder zu Miß Starke zu gehen, und bat ihn so dringend, sie vor solchem Schmerze zu retten, daß er auf ihren Vorschlag zur Flucht sogleich einging. Glücklicherweise waren sie der Wirthin nur wenig schuldig, — dies ließen sie der

Magd zurück, und indem sie Mistreß Smedley's Abwesenheit benutzten, entflohen sie ohne Aufsehen und ohne Hinderniß. Leonhard brachte ihre Sachen nach einem Standorte von Miethwagen, und ließ sie dort in Verwahrsam, während sie sich nach einer Wohnung umsahen. Es war rathsam, eine entfernte Gegend zu wählen, und noch vor Abend waren sie in einer Dachwohnung in Lambeth eingerichtet.

Dreizehntes Capitel.

Leonhard konnte, wie der Leser erwarten wird, keine Spur von Burley finden, — der Humorist stand mit dem „Bienenkorbe" jetzt nicht mehr in Verbindung. — Leonhard war nicht allein sehr traurig aus Theilnahme für Burley, sondern er vermißte auch den Umgang mit dem geistreichen, wenn auch gesunkenen Manne.

Er begnügte sich jedoch allmälig mit der einfachen Gesellschaft seiner jungen Gefährtin, und wurde ruhiger. Die Stunden des Tages, die er nicht dem Schreiben widmete, brachte er, wie vorher, damit zu, daß er sich im Bücherladen Kenntnisse zu sammeln suchte, und in der Abenddämmerung wanderte er mit Helenen umher, — bisweilen durch die lange Vorstadt in die frische Landluft, noch öfter aber spazierten sie die Brücke auf und ab, die nach dem glorreichen Westmünster — Londons classischem Boden — führt, und beobachteten dort den Widerschein der Gaslichter im Flusse. Dieser Spaziergang sagte besonders dem schwermüthigen Jüngling zu. Er stand oft lange und mit nachdenklichem Schweigen an dem Geländer, und blickte mit Helenen in die dunklen Gewässer, welche trotzdem, daß sie dunkel sind, doch ihren eigenthümlichen Reiz geheimnißvoller Ruhe haben.

So wie der Fluß zwischen der Welt der Häuser und dem Gebrause menschlicher Leidenschaften zu beiden Seiten strömte, so auch in diesen beiden Herzen der Gedanke, — und Alles, was sie von London kannten, war dessen Schatten.

Vierzehntes Capitel.

In dem „Bienenkorb" erschienen einige sehr heftige politische Artikel, die den Tractätchen in dem Sacke des Kesselflickers sehr ähnlich waren. Leonhard beachtete sie nicht sehr, aber sie machten viel mehr Aufsehen im Publicum, welches den „Bienenkorb" las, wie Leonhard's Artikel, obgleich diese viel seltene Anlagen verriethen. Sie vermehrten sehr den Absatz der Zeitschrift in den Fabriksstädten, und begannen endlich die Aufmerksamkeit der Behörde zu erregen. Plötzlich ward eine Verfolgung gegen den „Bienenkorb" veranlaßt. Der Verleger sah sich mit einem Criminalproceß und mit der Gewißheit von zwei Jahren Gefängniß bedroht, — diese Aussicht sagte ihm nicht zu, und er verschwand. Eines Abends, als Leonhard, der von diesen Unfällen nichts wußte, vor der Thüre der Expedition ankam, fand er sie verschlossen. Ein aufgeregter Pöbelhaufe hatte sich vor dem Hause versammelt, und eine Stimme, die Leonhard nicht unbekannt war, redete die Umherstehenden mit vielen Verwünschungen gegen „die Tyrannen" an. Er sah sich um, und erkannte zu seinem Erstaunen in dem Redner Herrn Sprott, den Kesselflicker.

Es erschienen plötzlich eine große Anzahl Polizeibeamte, um die Menge zu zerstreuen. Herr Sprott machte sich klüglich aus dem Staube. Leonhard erfuhr jetzt, was vorgefallen sei, und er war abermals ohne Beschäftigung und Broterwerb.

Er ging langsam zurück. „O Wissen, Wissen — du bist in der That ohnmächtig!" murmelte er.

Indem er so sprach, las er in großen Buchstaben auf einem an einer Mauer angeklebten Papier die Anzeige: „Es werden einige junge, rüstige Männer für Indien gesucht."

Ein Werber trat zu ihm. „Ihr würdet ein trefflicher Soldat werden, Freund; denn Ihr habt kräftige Glieder." Leonhard ging weiter.

„Ist es dahin mit mir gekommen? Zu roher physischer Gewalt soll ich meine Zuflucht nehmen? — O Geist, verzweifle! — O Dorfknabe, werde wieder eine Maschine!"

Er trat leise in sein Dachstübchen, und blickte mit zärtlicher und inniger Theilnahme auf Helenen, die an ihrer Arbeit saß, und ihre Augen an dem offenen Fenster anstrengte. Sie hatte sein Eintreten nicht bemerkt, und wußte nichts von seiner Gegenwart. Geduldig und still saß sie da, und ihre kleinen Finger waren sehr thätig. Er bemerkte, daß ihre Wangen bleich seien, und ihre Hände sahen so abgemagert aus! Sein Herz wurde tief gerührt, und in diesem Augenblicke dachte er nicht an den verunglückten Dichter, und keiner seiner Gedanken verrieth Selbstsucht.

Er näherte sich ihr freundlich, und legte seine Hand auf ihre Schulter. „Helene, nimm deinen Hut und Shawl, und komm' mit mir; — ich habe dir Vieles zu sagen."

Sie war bald bereit, und sie schlugen den Weg nach ihrem Lieblingsspaziergange auf der Brücke ein. An einer der Vertiefungen blieb Leonhard stehen und begann: „Helene, wir müssen uns trennen."

„Uns trennen? — O Bruder!"

„Höre mich an. — Alle Arbeit, die sich auf den Geist

bezieht, ist für mich vorüber; es bleibt mir nichts übrig, wie die Arbeit der Muskeln und Sehnen. Ich kann nicht nach meinem Dorfe zurückkehren, und zu Allen sagen: meine Hoffnungen waren Ueberschätzung, und mein Geist war eine Täuschung. — Das kann ich nicht. — In dieser grausamen Stadt kann ich auch nicht Lohnarbeiter werden. — Ich wurde vielleicht dazu geboren, aber mein Geist hat mich unglücklicherweise über meine Geburt erhoben. Was soll ich nun beginnen? — Ich weiß es noch nicht — vielleicht als Soldat dienen, oder mich als Auswanderer in eine ferne Wildniß begeben. Was ich aber auch wählen möge, ich muß in Zukunft allein bleiben; ich habe keine Heimat mehr. Für dich, Helene, gibt es aber noch eine Heimat, eine sehr bescheidene (noch dazu für dich, von so guter Geburt) — aber sehr sichere — die Hütte meiner — meiner Mutter. Sie wird dich um meinetwillen lieben — und — und ....»

Helene schmiegte sich zitternd an ihn, und schluchzte: „Alles, alles, was du willst. Aber ich kann arbeiten; ich kann Geld erwerben, Leonhard. Du weißt nicht, wie viel ich erworben habe, — aber genug für uns beide, bis bessere Zeiten für dich eintreten. Wir wollen uns nicht trennen.»

„Wie? — Ich, ein Mann, und zur Arbeit geboren, sollte mich von dem Erwerbe eines Kindes ernähren lassen? — Nein, Helene, erniedrige mich nicht so!»

Sie drang nicht weiter in ihn, als sie seine düstere Stirne sah, sondern beugte demüthig ihren Kopf und murmelte: „Verzeihe!»

„Ah!» sagte Helene nach einer Pause, „wenn wir doch jetzt den Freund meines armen Vaters finden könnten! — ich habe es nie so sehr gewünscht, wie jetzt.»

„Ja; er würde gewiß für dich sorgen.»

„Für mich?" wiederholte Helene im Tone sanften Vorwurfs, und sie wendete ihren Kopf ab, um ihre Thränen zu verbergen.

„Würdest du ihn wohl erkennen, wenn wir ihm zufällig begegneten?"

„O ja. Er war so verschieden von Allem, was wir in dieser schrecklichen Stadt sahen, und seine Augen waren wie jene Sterne, so klar und so glänzend; doch das Licht schien aus der Ferne zu kommen, wie das Licht in deinen Augen, wenn deine Gedanken von allem, was dich umgibt, entfernt sind. Auch seinen Hund, den er Nero nannte, würde ich wieder erkennen."

„Sein Hund mag nicht immer bei ihm sein."

„Aber die hellen, klaren Augen sind es! — Ah! jetzt, da du zum Himmel blickst, haben deine Augen denselben träumerischen Ausdruck, wie die seinigen."

Leonhard antwortete nicht, denn seine Gedanken waren allerdings weniger auf Erden, als sie in jenen entfernten und geheimnißvollen Himmel einzudringen schienen.

Beide schwiegen lange; — die Menge ging unbeachtet an ihnen vorüber. Die Nacht breitete sich über den Strom aus, aber der Widerschein des Gaslichtes auf seinen Wellen war sichtbarer, wie das der Sterne. Man bemerkte die Dunkelheit der starken Strömung, und die Schiffe mit ihren schwarzen und unheimlichen Gestalten, mit segellosen, gespenstischen Masten, hatten in ihrer Stille ein todtenähnliches Ansehen.

Leonhard blickte hinab, und er dachte wieder an Chatterton's schrecklichen Selbstmord, und ein bleiches, wildes Gesicht mit leuchtenden Augen schien aus dem Wasser hinauf zu schauen, und die erstorbenen Lippen schienen zu

murmeln: „Kämpfe nicht mehr gegen die Wogen auf der Oberfläche, — in der Tiefe ist es ruhig und still!"

Der Jüngling entzog sich mit Gewalt diesen düstern Träumen, und begann wieder, mit Helenen zu sprechen, indem er sich bemühte, sie mit Schilderungen der bescheidenen Heimat, die er ihr dargeboten, zu trösten.

Er sprach von den leichten häuslichen Beschäftigungen, welche sie mit seiner Mutter theilen würde — (denn so nannte er noch die Witwe) — und verweilte mit einer Beredsamkeit, welche die ihn umgebenden Gegensätze aufrichtig und stark machten, bei dem glücklichen ländlichen Leben, den schattigen Wäldern, den wogenden Kornfeldern, dem feierlich einsamen Kirchthurme, der sich in der stillen Landschaft erhob. Lieblich schilderte er die blumigten Terrassen des italienischen Verbannten, und den sprudelnden Springbrunnen, welcher, selbst indem er dies sprach, seine Kühle in der heitern Luft verbreitete, die nicht erfüllt war von dem Rauche und den Dünsten der Städte, und nicht verunreinigt durch die Sünden der Menschen. Er versprach ihr die Liebe und den Schutz Jener, die dieser Natur verwandt seien — der einfachen, liebevollen Mutter — des freundlichen Pfarrers — des gutmüthigen und gebildeten Verbannten — und Violantens, mit den dunklen Augen, erfüllt von den geheimnißvollen Gedanken, welche die Einsamkeit in der Jugend hervoruft; Violante sollte ihre Gefährtin sein.

„Ach!" sagte Helene, „wenn das Leben dort so glücklich ist, so kehre mit mir dahin zurück."

„Nein," murmelte der Jüngling; „wenn der Hammer einmal den Funken aus dem Eisen schlug, muß der Funke aufwärts fliegen; er kann nicht zurück zur Erde sinken, bis

das Licht ihn verlassen hat. Aufwärts! Helene — laß mich aufwärts streben!»

Fünfzehntes Capitel.

Am nächsten Morgen war Helene sehr krank, — so krank, daß, als sie kaum aufgestanden war, sie sich schon wieder zu Bette legen mußte. Ihr ganzer Körper zitterte; ihre Hand brannte wie Feuer. Es hatte sie ein Fieber ergriffen. Vielleicht war es durch eine Erkältung auf der Brücke entstanden; vielleicht auch hatte ihr Körper nicht vermocht, ihren Gemüthsaufregungen Widerstand zu leisten. Leonhard ging in großer Unruhe zum nächsten Apotheker. Dieser machte ein ernstes Gesicht, und sagte, es sei gefährlich. Die Gefahr zeigte sich auch bald; Helene verlor ihr Bewußtsein. In diesem Zustande lag sie mehrere Tage zwischen Leben und Tod. Leonhard fühlte jetzt, daß alle irdischen Sorgen leicht sind im Vergleiche zu der Furcht, zu verlieren, was wir lieben. Wie werthlos erschien ihm der beneidete Lorber neben der sterbenden Rose!

Vielleicht mehr in Folge seiner Pflege und Sorgfalt, wie der Kunst des Arztes, erlangte sie endlich ihr Bewußtsein wieder; die unmittelbare Gefahr war vorüber. Sie fühlte sich aber sehr schwach und angegriffen; — ihre Wiederherstellung war ungewiß und konnte jedenfalls nur allmälig erwirkt werden.

Als sie erfuhr, wie lange sie so krank gewesen sei, blickte sie besorgt in Leonhard's Gesicht, als dieser sich über sie beugte, und stammelte: »Gib mir meine Arbeit; — ich bin jetzt stark genug dazu; — sie wird mir die Zeit vertreiben.»

Leonhard brach in Thränen aus.

Ach! er hatte selbst keine Arbeit; — ihr gemeinschaftliches Geld war ausgegeben; — der Apotheker glich nicht dem guten Doctor Morgan; die Arzneien mußten bezahlt werden, und auch die Miethe. Zwei Tage vorher hatte Leonhard Riccabocca's Uhr versetzt, und wenn auch der letzte Schilling von diesem Gelde fort war, wie sollte er dann für Helenen sorgen? — Er drängte jedoch seine Thränen zurück, und versicherte ihr, daß er Beschäftigung habe, und zwar mit so viel Ernst, daß sie ihm glaubte, und in einen sanften Schlummer versank. Er horchte auf ihren Athem, küßte sie auf die Stirne, und verließ das Zimmer. Er begab sich in sein benachbartes Dachstübchen, und indem er sein Gesicht auf die Hände stützte, versank er in tiefes Nachdenken.

Er mußte sich endlich zum Betteln entschließen. Er mußte an Herrn Dale um Geld schreiben, — an Herrn Dale, dem das Geheimniß seiner Geburt bekannt war. Er hätte sich lieber von einem Fremden Etwas erbettelt; es schien ihm, als behafte der Sohn die Mutter mit neuer Unehre, wenn er von Jemand bettle, der mit ihrer Schande bekannt war. Wäre es vom Geschicke beschlossen gewesen, daß er allein im Mangel untergehen und verhungern müsse, so würde er lieber zollweise in das Grab des Hungers gesunken sein, als daß er seinen Stolz gebeugt hätte. Aber Helene dort auf dem Bette, — Helene, die vielleicht noch Wochen lange der Hilfe bedurfte; — und die Krankheit macht selbst den Luxus zur Nothwendigkeit! — Ja, er mußte betteln. Hättet ihr, als er sich dazu entschloß, nur gewußt, welchen stolzen, bittern Geist er besiegte, so würdet ihr gesagt haben — was er für Erniedrigung hält, ist Herois-

mus. — O, wie eigenthümlich ist das menschliche Herz! — kein episches Gedicht erreicht das Erhabene und Schöne, wie es in seinen geheimen Falten geschrieben ist, ungelesen von menschlichen Augen. — Von wem sonst konnte er betteln? Seine Mutter hatte Nichts; Riccabocca war arm, und die stattliche Violante, die gesagt hatte: „Wenn ich doch ein Mann wäre!" — er konnte den Gedanken nicht ertragen, von ihr bemitleidet und verachtet zu werden; — die Avenel's? nein! dreimal nein! Er zog schnell Tinte und Papier zu sich, und schrieb hastige Zeilen, die ihm abgedrungen wurden, wie aus den blutenden Pulsadern seines Lebens.

Doch die Poststunde war vorüber; — der Brief konnte erst am nächsten Tage abgehen, und erst in drei Tagen war auf eine Antwort zu rechnen. Er ließ den Brief auf dem Tische liegen, und ging hinaus, um frische Luft zu schöpfen. Er begab sich auf die Brücke, und wurde unwillkürlich durch eine Volksmenge nach dem Parlamentshause gedrängt. Es sollte an jenem Abende eine Erörterung Statt finden, welche allgemeine Theilnahme erregte, und das Volk versammelte sich auf der Straße, um die Mitglieder ein- und ausgehen zu sehen, oder zu vernehmen, welcher Redner schon aufgetreten sei, oder um Eingang auf der Gallerie zu finden.

Er verweilte in diesem Gedränge, nicht mit einer ähnlichen Theilnahme, sondern er blickte nur zerstreut über die Köpfe der Andern nach der hohen Grabmalsabtei, — dem kaiserlichen Golgatha der Dichter, Staatsmänner und Könige.

Plötzlich ward seine Aufmerksamkeit dadurch erregt, daß ein, ihm keine angenehmen Erinnerungen zurückrufender Name genannt wurde. „Wie befinden Sie sich, Randal

Leslie? Wollen Sie auch die Reden mit anhören?" sagte ein Parlamentsmitglied, welches durch die Straße ging.

„Ja; Herr Egerton versprach mir einen Platz unter der Gallerie. Er wird heute Abend eine Rede halten, und ich habe ihn noch nie als Redner gehört. Wollen Sie die Güte haben, da Sie in das Haus gehen, ihn an mich zu erinnern?"

„Das kann ich jetzt nicht; denn er hält schon seine Rede, und er soll sehr gut sprechen. Ich eilte von dem Athenäum, wo ich zu Mittag speiste, hierher, um zur rechten Zeit zu kommen, da ich hörte, daß seine Rede von großer Wirkung sein werde."

„Das ist sehr unangenehm," sagte Randal. „Ich glaubte nicht, daß er so früh sprechen werde."

„M** veranlaßte ihn dazu durch einen persönlichen Angriff. — Aber folgen Sie mir, vielleicht kann ich Sie in das Haus einführen, und ein Mann wie Sie, Leslie, von dem wir dereinst Großes erwarten — wie ich Ihnen versichern kann — sollte keine Gelegenheit versäumen, um sich zu überzeugen, wie es in unserem Hause bei einem heftigen Kampfe hergeht. — Kommen Sie mit mir!"

Das Parlamentsmitglied eilte nach der Thüre, und als Randal ihm folgte, sagte einer der Umherstehenden: „Das ist der junge Mann, der das berühmte Pamphlet schrieb, — Egerton's Verwandter."

„Egerton ist ein trefflicher Mann," bemerkte ein Anderer; „ich warte auf ihn."

„Ich auch."

„Sind Sie auch einer seiner Wähler, so wie ich?"

„Nein; doch er war sehr gütig gegen meinen Neffen, und ich muß ihm dafür danken. Sie sind ein Wähler — er ist eine Ehre für Ihre Stadt."

„Ja gewiß; ein erleuchteter Mann.“

„Und so edelmüthig.“

„Er befördert alle wirklich guten Maßregeln,“ sagte der Wähler.

„Und alle hoffnungsvollen jungen Männer,“ fügte der Onkel hinzu.

Es vereinigten sich noch einige Andere im Lobe von Audley Egerton und es wurde Vieles von seiner Freigebigkeit erzählt.

Leonhard hörte anfangs zerstreut zu, dann aber mit gespannter Aufmerksamkeit. Er hatte auch Burley diesen edelmüthigen Staatsmann loben gehört, welcher, ohne selbst Ansprüche auf Genie zu machen, es an Andern zu würdigen wisse. Er innerte sich plötzlich auch, daß Egerton der Stiefbruder des Squire sei. Es drangen sich ihm unbestimmte Gedanken von einem Gesuche an diesen angesehenen Mann auf, nicht um Unterstützung, sondern um eine Anstellung — so unerfahren war der Jüngling noch! Während er so nachsann, öffnete sich die Thüre des Hauses und Audley Egerton selbst trat heraus. Ein allgemeines Gemurmel und hier und da ein Beifallsruf verkündeten Leonhard die Gegenwart des beliebten Staatsmannes. Egerton wurde von fünf bis sechs Personen nacheinander angesprochen, aber ein Händeschütteln, ein Kopfnicken, einige geflisterte Worte genügten, daß der erfahrene Mann sich mit Freundlichkeit dem Gedränge entziehen konnte, und bald sah man seine hohe, aufrechte Gestalt nach der Brücke zuschreiten. Er blieb an der Ecke stehen, zog seine Uhr hervor, und blickte bei dem Gaslichte darauf.

„Harley wird bald hier sein,“ murmelte er; „er ist immer pünctlich und jetzt, da ich meine Rede gehalten habe,

kann ich ihm eine Stunde widmen, was mir sehr angenehm ist.»

Als er seine Uhr wieder in die Tasche gesteckt hatte, und seinen Rock über der festen breiten Brust zuknöpfte, erhob er seinen Blick, und sah einen jungen Mann vor sich stehen.

„Wünschen Sie etwas?" fragte der Staatsmann mit der gewohnten Kürze seines praktischen Charakters.

„Herr Egerton," erwiederte der junge Mann mit einer Stimme, die leicht zitterte, aber doch männlich war, trotz seiner Aufregung, „Sie haben einen großen Namen und große Macht — ich stehe hier in den Straßen Londons ohne einen Freund und ohne Beschäftigung. Ich glaube, daß ich zu edlerer Arbeit befähigt bin, wie zu körperlicher, wenn ich nur einen Freund hätte, dem ich meine Gedanken mittheilen könnte. Jetzt, da ich dies sagte, und in Folge meiner Verzweiflung, und des plötzlichen Antriebes, den das Lob Ihrer Erfolge hervorrief, habe ich nichts mehr hinzuzufügen."

Audley Egerton schwieg einen Augenblick, betroffen von dem Tone und der Anrede des Fremden; aber der erfahrene und vorsichtige Weltmann, der an alle Arten von Gesuchen und auch Betrügereien gewöhnt war, entzog sich schnell dem Eindrucke einer leichten und vorübergehenden Theilnahme.

„Sind Sie ein Bewohner von ....?" (er nannte den Namen der Stadt, für die er Parlamentsglied war).

„Nein, Sir!"

„Es thut mir sehr leid um Sie, junger Mann; aber die Einsicht, welche Sie haben müssen (denn ich beurtheile diese nach der Erziehung, die Sie offenbar erhalten haben), wird

Ihnen nicht verhehlen, daß ein Staatsmann, welchen Einfluß er auch haben möge, zu viel begründete Ansprüche zu befriedigen hat, als daß er Fremden Gehör schenken könnte."

Er hielt einen Augenblick inne, und da Leonhard schweigend dastand, fügte er mit mehr Freundlichkeit, als die meisten so angeredeten Staatsmänner dargelegt haben würden, hinzu:

„Sie sagen, daß Sie unbefreundet sind. In unserer Jugend geht es Manchem von uns so, der später noch genug Freunde findet. Sein Sie brav und ehrlich; — verlassen Sie sich auf sich selbst, nicht auf Freunde; — ernähren Sie sich von Handarbeit, wenn es mit der geistigen nicht gelingt, und glauben Sie mir, dieser Rath ist Alles, was ich Ihnen geben kann, außer etwa noch diese Kleinigkeit. . ." und der Minister hielt ihm ein Kronenstück hin.

Leonhard verbeugte sich, schüttelte traurig den Kopf — und entfernte sich. Egerton sah ihm mit einigem Bedauern nach.

Dann murmelte er vor sich hin: „Es muß Tausende in diesem Zustande in den Straßen London's geben. Ich kann die Nothwendigkeiten der Civilisation nicht verhindern. Er schien gut erzogen zu sein. Nicht in Folge der Unwissenheit wird in Zukunft die bürgerliche Gesellschaft leiden, sondern weil die hungrigen Tausende zu gut erzogen werden, welche für Handarbeit ungeeignet, und ohne daß sich eine geistige Laufbahn für sie eröffnet, dereinst, wie dieser Jüngling, in unsern Straßen stehen, und weisere Minister, wie ich bin, in Verlegenheit setzen werden."

Während Egerton in diesem Selbstgespräche nach der Brücke zuging, drang der Ton eines Posthorns von dem Kutschersitze eines prachtvollen Vierspänners durch die Luft.

Ein eleganter Wagen mit ausgezeichnet schönen Pferden rasselte über das Pflaster, und in dem Kutscher erkannte Egerton seinen Neffen Frank Hazeldean.

Der junge Gardeofficier kehrte mit einer heitern Gesellschaft von Greenwich zurück, wo sie zu Mittag gespeist hatten, und das muntere Gelächter dieser Kinder des Vergnügens drang über den stillen Fluß.

Es verletzte das Ohr des sorgenvollen Staatsmannes — der vielleicht traurig war bei aller seiner Größe, einsam unter einer Menge von Freunden. Es erinnerte ihn vielleicht an seine eigene Jugend, als er solchen Vergnügungen und Gesellschaften sich ebenfalls hingegeben hatte, obgleich immer sein ehrgeiziges Streben ihn beherrscht hatte. „Le jeu, vaut-il la chandelle?" murmelte er, mit den Achseln zuckend.

Der Vierspänner rollte schnell bei Leonhard vorüber, der sich gegen die Ecke der Brücke lehnte, und der Schmutz besprengte ihn von den Hufen der muthigen Rosse. Das Gelächter drang noch mißtönender in sein Ohr, wie in das des Ministers, aber es erregte ihm keinen Neid.

„Das Leben ist ein dunkles Räthsel!" sagte er, sich auf die Brust schlagend.

Er ging langsam weiter bis nach der Vertiefung, wo er einige Abende vorher mit Helene gestanden hatte, und erschöpft von Mangel an Nahrung und an Schlaf sank er in den dunkeln Winkel, während der Fluß, der unter dem Steinbogen strömte, wie eine Trauermelodie in sein Ohr murmelte — sowie unter dem Gewölbsteine des socialen Lebens das Geheimniß der menschlichen Unzufriedenheit fortwährend klagt und dahinrollt. Tröste dich, o Denker am Strome! der Strom ist es, der die Stadt gründete und ihr Pracht verlieh, und ohne der Unzufriedenheit, wo wäre der Fort-

schritt, und was würde der Mensch sein? Tröste dich, o Denker! wo auch der Strom, über den du dich beugst, oder neben dem du ermüdet und traurig hinsinkst, den Bogen, der dich unterstützt, bespülen mag — träume nie, daß durch Zerstörung der Brücke du das Klagemurmeln der Wellen zum Schweigen bringen kannst!

Sechzehntes Capitel.

Lord l'Estrange saß vor einem Tische in den ihm angewiesenen Zimmern in seines Vaters Hause in Knightsbridge, und ordnete oder vernichtete Briefe und Papiere — gewöhnlich das Zeichen einer beabsichtigten Aufenthaltsveränderung. Es gibt gewisse Kleinigkeiten, durch die ein scharfer Beobachter den Charakter eines Mannes beurtheilen kann. Auf dem Tische sah man mit einiger Eleganz, aber mit soldatischer Ordnungsliebe, mehrere kleine Reliquien früherer Tage, die als Andenken geheiligt waren, oder vielleicht nur durch Gewohnheit lieb geworden, die aber immer einen Theil der Ausstattung von Harley's Zimmern bildeten, mochte er nun in Egypten, in Italien, oder in England sein. Selbst das kleine altmodische und etwas unbequeme Tintenfaß, in welches er die Feder tauchte, als er die Briefe, die er bei Seite legte, nummerirte oder bezeichnete, gehörte dem Schreibzeuge an, das sein Stolz gewesen war in seinen Knabenjahren, als er zuerst in die Schule ging. Selbst die Bücher, die zerstreut umher lagen, waren keine neuen Werke, noch solche, denen wir uns zuwenden, um die Neugierde einer Stunde zu befriedigen, oder uns von ernstern Gedanken abzuwenden; — es waren meist lateinische und italienische Dichter, mit vielen Rand-

bemerkungen, oder Bücher, welche viel Nachdenken erfordern, langsam und oft gelesen sein wollen, und unsere Gefährten werden. Wenn man bemerkte, daß dieser Mann selbst in Betreff lebloser Gegenstände dem Wechsel abgeneigt war, und die Gewohnheit hatte, Alles lieb zu gewinnen, was mit frühern Erinnerungen in Beziehung stand, so konnte man daraus schließen, daß wichtigere Neigungen ihn auf die Dauer fesseln würden, und man verstand besser die Innigkeit seiner Freundschaft zu einem Manne, der in Beschäftigungen und Charakter ihm so unähnlich war, wie Egerton. Hatte eine Neigung einmal Zugang in das Herz von Harley l'Estrange gefunden, so schien sie nie wieder in Frage gestellt oder erörtert werden zu können; sie wurde, so zu sagen, schweigend in seiner Natur befestigt, und nur eine Umwälzung seines ganzen Wesens hätte sie stören oder entfernen können.

Lord l'Estrange's Hand lag jetzt auf einem Briefe in einer steifen, aber leserlichen italienischen Schrift, und statt ihn zu bezeichnen wie die andern, breitete er ihn vor sich aus, und las ihn noch einmal. Es war ein Brief von Riccabocca, den er vor einigen Wochen erhalten hatte.

„Brief von Signor Riccabocca an Lord l'Estrange."

„Ich danke Ihnen, mein edler Freund, daß Sie mich beurtheilt haben mit Glauben an meine Ehre, und mit Achtung für mein Unglück."

„Ich sage nein, und dreimal nein, zu allen Nachgiebigkeiten, allen Eröffnungen, allen Verträgen mit Giulio Franzini. Ich schreibe den Namen, und ich zittere vor Aufregung. Ich muß innehalten, und mir wieder Kaltblütigkeit sammeln zur Verachtung. Es ist vorüber. Schwei-

gen wir von ihm. — Sie haben mich aber beunruhigt. — Diese Schwester! Ich sah sie seit ihrer Kindheit nicht, aber sie wurde unter seinem Einflusse erzogen — sie kann nur als sein Werkzeug handeln. — Also sie wünscht, meinen Aufenthalt zu erfahren! Es kann nur in einer feindseligen und boshaften Absicht sein. Ich kann Ihnen vertrauen — das weiß ich. Sie sagen, ich könne ebenso der Verschwiegenheit Ihres Freundes sicher sein.»

„Verzeihen Sie, aber mein Vertrauen ist nicht so elastisch. Ein Wort könnte das Geheimniß meines Aufenthaltes verrathen. Aber wenn er entdeckt ist, welches Unglück könnte daraus entstehen? Ein englisches Dorf beschützt mich allerdings, aber nicht der erzene Thurm der Danae könnte mich beschützen vor italienischer List und Schlauheit. Wäre es auch nichts Schlimmeres, so würde es mir doch unleidlich sein, unter den Augen eines stets wachsamen Spions zu wohnen. Unser Sprichwort sagt mit Recht: „schlecht schläft der, für den der Feind wacht!» Sehen Sie, mein Freund, ich habe mit meinem frühern Leben abgeschlossen; — ich möchte es ablegen, wie eine Schlange ihre Haut.»

„Ich habe mir Alles versagt, was Verbannte für einen Trost halten. Kein Bedauern des Unglücks; keine Mittheilung von theilnehmender Freundschaft; keine Nachrichten aus meinem für mich verlornen Vaterlande folgen mir zu meinem Herde unter dem Himmel des Fremden. Allem dem habe ich freiwillig entsagt. Ich bin so abgestorben für mein früheres Leben, als ob der Styx zwischen ihm und mir wollte. Mit jener Strenge, die nur dem Unglücklichen gestattet wird, habe ich selbst auf den Trost Ihrer Besuche Verzicht geleistet. Ich erklärte Ihnen einfach und aufrichtig, daß Ihre Gegenwart alle meine erzwungene und schwache

Philosophie stören und mich an die Vergangenheit erinnern würde, die ich aus meinem Gedächtnisse zu tilgen suche. Sie sind auf die Bedingung eingegangen, daß, wenn ich wirklich Ihrer Hilfe bedarf, ich sie in Anspruch nehmen will, und inzwischen haben Sie edelmüthig gesucht, Gerechtigkeit für mich zu erhalten von den Cabineten der Minister, und an den Höfen der Könige. Ich verweigerte Ihrem Herzen diesen Genuß nicht, denn ich habe ein Kind. — Ach! ich lehrte dieses Kind schon Ihren Namen zu verehren, und in seinen Gebeten wird er nicht vergessen. Aber jetzt, da Sie sich überzeugt haben, daß selbst Ihr Eifer zwecklos ist, bitte ich Sie, Bemühungen aufzugeben, die nur den Spion auf meine Spur leiten, und mich in neues Unglück bringen könnten. Glauben Sie mir, daß ich mich zufrieden mit meinem jetzigen Loose fühle. Ich bin überzeugt, eine Veränderung desselben würde nicht zu meinem Glücke gereichen. Chi non ha provato il male, non conosce il bene. (Wer das Unglück nicht kennen lernte, weiß das Glück nicht zu schätzen.) — Sie fragen mich, wie ich lebe; ich antworte — alla giornata — vom Tag zum Tage — nicht für den morgenden Tag, wie ich früher lebte. Ich habe mich an das stille Landleben gewöhnt. Da sitzt meine Frau, das gute Wesen, mir gegenüber, und sie fragt nie, was ich schreibe, oder an wen; aber sobald ich die Feder hinlege, gibt sie ihre Arbeit auf, und spricht mit mir. Worüber? der Himmel weiß es! Doch ich will lieber von den Angelegenheiten eines kleinen Dorfes hören, als wieder mit Staatsmännern und pedantischen Professoren über Verfassungen und Constitutionen sprechen. Wenn ich mich überzeugen will, wie wenig Einfluß diese letzteren auf das Glück weiser Männer haben, finde ich dies nicht im Machiavell und Thucydides? Dann kommt

auch der Pfarrer, und wir debattiren mit einander. Er weiß es nie, wenn er besiegt ist; die Debatte nimmt daher nie ein Ende. An schönen Tagen wandere ich mit meiner Violante an den Krümmungen eines Baches umher, oder besuche meinen Freund, den Squire, und überzeuge mich, wie gesund das wahre Vergnügen ist; — und an regnichten Tagen schließe ich mich ein, und bin vielleicht schwermüthig, bis leise an die Thüre geklopft wird, und Violante eintritt, mit ihren dunklen Augen, die mich vorwurfsvoll durch Thränen ansehen, weil ich allein traurig bin, während sie unter meinem Dache wohnt. Sie schmiegt sich an mich, und in fünf Minuten ist Alles wieder Sonnenschein; denn was kümmern wir uns um Ihre englischen grauen Wolken außerhalb!"

„Vergönnen Sie mir, mein theurer Lord, diesen stillen, glücklichen Uebergang zu meinem Alter, das heiterer ist, wie die Jugend, die ich so wild vergeudete, und bewahren Sie das Geheimniß, durch welches mein Glück bedingt wird."

„Jetzt, bevor ich schließe, noch einige Worte über Sie selbst. Sie schreiben von sich zu wenig, so wie von mir zu viel. Aber ich begreife so gut die tiefe Schwermuth unter dem wilden und phantastischen Humor, womit Sie wie im Scherze andeuten, was Sie im Ernste fühlen. Die geschäftige Einsamkeit der Städte lastet schwer auf Ihnen. Sie eilen wieder zurück zu dem dolce far niente; zu wenigen, aber vertrauten Freunden; zu einförmigem, aber zwanglosem Leben; aber selbst dort wird das Gefühl der Einsamkeit sich Ihrer wieder bemächtigen. Sie suchen nicht, wie ich, die Vernichtung des Gedächtnisses; Ihre erstorbenen Leidenschaften sind zu Gespenstern geworden, welche Sie verfolgen, und Sie unfähig machen für die lebende Welt. — Ich sehe dies Alles — ich sehe es selbst in Ihren eiligen phantastischen

Zeilen, wie ich es sah, als wir beide unter den Pinien saßen, und auf den blauen See unter uns hinabschauten. Ich wurde damals beunruhigt durch den Schatten der Zukunft, Sie durch den der Vergangenheit."

„Sie schrieben, halb im Ernste, halb scherzhaft: „ich will diesem Bann der Erinnerungen entfliehen; ich will neue Verbindungen eingehen, wie andere Männer, und bevor es zu spät ist; — ich will mich verheiraten — ja, aber ich muß lieben — das ist das Hinderniß!" — Ein Hinderniß, — ja; — und dem Himmel sei Dank dafür! — Erinnern Sie sich aller unglücklichen Ehen, von denen Sie gehört haben? — waren nicht unter zwanzig, wenigstens achtzehn, eine Heirat aus Liebe? — Es ist immer so gewesen, und es wird auch immer so sein; weil, wenn wir innig lieben, wir so viele Ansprüche machen, und so wenig Nachsicht haben. Sein Sie zufrieden, wenn Sie eine finden, mit welcher Ihre Häuslichkeit und Ihre Ehre sicher sind. Sie werden ein weibliches Wesen lieben lernen, das niemals Ihr Herz verwundet, — Sie werden aber bald der Liebe entfremdet gegen Andere, die niemals Ihrer Einbildungskraft entsprechen können. Cospetto! Ich wünsche, meine Jemima hätte eine jüngere Schwester für Sie. Und doch entschloß auch ich mich nur mit einem tiefen Seufzer zu einer — Jemima."

„Jetzt habe ich Ihnen einen langen Brief geschrieben, um Ihnen zu beweisen, wie wenig ich Ihres Mitleids oder Ihres Eifers bedarf. Ich bitte Sie nochmals, lassen Sie uns nunmehr ein langes Schweigen beobachten. Es ist mir nicht leicht, mit einem Manne Ihres Ranges zu correspondiren, ohne daß neugieriges Geschwätz in meiner stillen Umgebung entsteht, die durch eine Kleinigkeit aufgeregt werden kann. Ich muß dieses Schreiben nach einer einige Meilen entfernten

Poststation mitnehmen, und es verstohlen in den Briefkasten werfen.»

„Leben Sie wohl, mein theurer und edler Freund, Sie, dem das gefühlvollste Herz und die lebhafteste Phantasie wurde, wie ich ähnlichen noch nie auf meinem Lebensgange begegnet bin. Leben Sie wohl; — schreiben Sie mir, wenn Sie einen Tagestraum vergessen, und eine Jemima gefunden haben.» Alphonso.»

Postscript: „Ich bitte Sie nochmals, empfehlen Sie Ihrem Freunde, dem Minister, Vorsicht, damit er kein Wort gegen dieses Weib fallen läßt, wodurch mein Zufluchtsort verrathen werden könnte.»

„Ist er wirklich glücklich?» murmelte Harley, als er den Brief wieder durchgelesen hatte, und er versank einige Zeit in Träumerei.

„Dieses Leben auf dem Lande; — diese Frau, die ihre Arbeit niederlegt, um von Dorfbewohnern zu sprechen — welch' ein Gegensatz zu Audley's bewegtem Leben! Und doch kann ich je weder das eine, noch das andere beneiden oder begreifen — aber mein eigenes Leben; was ist es?»

Er erhob sich, und ging nach dem Fenster, aus dem man auf einen grünen Rasenplatz sah, mit größern Bäumen, als man gewöhnlich in den Gärten der Vorstädte findet. Der Anblick machte einen Eindruck der Stille und Ruhe, so daß man kaum hätte glauben können, London sei so nahe.

Die Thüre ward leise geöffnet, und eine ältliche Dame trat ein. Sie näherte sich Harley, der noch nachdenkend am Fenster stand, und legte ihre Hand auf seine Schulter. — Wie viel Charakter spricht sich in einer Hand aus! — Die ihrige war eine von denen, welche Titian mit besonderer

Sorgfalt gemalt haben würde — fein, weiß und zart, mit den sich von der Oberfläche erhebenden blauen Adern. Es lag aber noch etwas mehr, als vornehme Eleganz in der Form und dem Baue dieser Hand. Ein Physiologe würde gleich gesagt haben: es spricht sich Geist und Stolz in ihr aus; sie scheint festhalten zu können, wo sie verweilt, und obgleich sie so leicht liegt, wird sie sich doch nicht so leicht abschütteln lassen.

„Harley!" sagte die Dame — und dieser wendete sich um. — „Du täuschest mich nicht durch dieses Lächeln," fuhr sie im traurigen Tone fort; „du hast nicht gelächelt, als ich eintrat."

„Es geschieht selten, meine theure Mutter, daß wir uns selbst zulächeln, und ich habe seit kurzem nichts so Thörichtes begangen, das mich hätte dazu veranlassen können."

„Mein Sohn," sagte Lady Lansmere mit großem Ernste, „du entstammest einer Reihenfolge berühmter Vorfahren, und es ist mir, als fragten sie aus ihren Gräbern, weshalb der Letzte ihres Geschlechtes kein Ziel und keinen Zweck hat, — keine Heimat in dem Lande, dem sie dienten, und das sie dafür mit Ehrenbezeigungen belohnte."

„Mutter," erwiederte Harley, „als das Land in Gefahr war, diente ich ihm wie meine Vorfahren, — und meine Antwort würden die Narben auf meiner Brust sein."

„Dient man seinem Vaterlande nur, wenn es in Gefahr ist? Wird die Pflicht gegen dasselbe nur im Kriege erfüllt? — Glaubst du, daß dein Vater in dem einfachen ländlichen Leben eines Gutsbesitzers nicht die Zwecke erfüllte — wenn auch ohne Aufsehen —, für welche die Aristokratie begründet, und der Reichthum gewährt wurde?"

„Ohne Zweifel thut er das, und besser, wie sein umherschweifender Sohn es je vermag."

„Aber dieser umherschweifende Sohn erhielt solche Vorzüge von der Natur, — seine Jugend erregte so viele Hoffnungen, — als Knabe war er so begeistert für den Ruhm ..."

„Ja," erwiederte Harley sehr sanft; „es ist möglich — und Alles das soll untergehen in einem einzelnen Grabe."

Die Gräfin zuckte zusammen, und sie entzog ihre Hand Harley's Schulter.

Die Züge der Lady Lansmere waren nicht sehr veränderlich in ihrem Ausdrucke. Sie hatte hierin, wie in den Formen ihres Gesichtes, wenig Aehnlichkeit mit ihrem Sohne.

Ihre Nase war leicht gebogen, die Augenbrauen waren von jener Wölbung, die etwas Majestätisches verleiht, die Linien um den Mund gewöhnlich strenge und zusammengepreßt. Ihre Züge waren die einer Person, die viel Gemüthsbewegungen gehabt und sie unterdrückt hat. Es lag etwas Förmliches und selbst Ascetisches in dem Charakter ihrer Schönheit, die sich gut erhalten hatte in ihrem Wesen und in ihrem Anzuge. Sie erinnerte an eine gothische Baronin, halb Burgfrau, halb Aebtissin. Man sah auf einen Blick, daß sie in der weltlichen Gesellschaft, welche sie umgab, nicht lebte, deren Moden und Begriffe verschmähte; aber ungeachtet aller dieser Strenge war es doch das Gesicht einer Frau, die menschliche Neigungen und Verbindungen kennen gelernt hatte, und jetzt, als ihre Blicke lange auf Harley's düsterer Stirne verweilten, war es das Gesicht einer Mutter.

„Ein einzelnes Grab?" sagte sie nach einer langen Pause. „Und du warst damals fast nur noch ein Knabe, Harley!

— Kann eine solche Erinnerung, selbst jetzt noch, Einfluß auf dich haben? Es ist kaum möglich; es scheint mir nicht im männlichen Charakter u liegen — wenn es auch dem weiblichen entsprechen mag."

„Ich glaube," erwiederte Harley; halb wie im Selbstgespräche, „daß ich viel Weibliches in meinem Charakter habe. Vielleicht bewahren Männer, die viel allein leben, und sich nicht um männliche Zwecke kümmern, ihre Eindrücke länger, so wie das weibliche Geschlecht. — Aber ach!" sagte er laut, und indem seine Züge sich plötzlich veränderten, „ach, der härteste und der kälteste würde gefühlt haben, wie ich, wenn er sie gekannt, sie geliebt hätte! Ich habe noch nie ein weibliches Wesen kennen gelernt, das ihr ähnlich war. Sie war ein glorreiches Geschöpf aus einer andern Welt! Sie verherrlichte unsere Erde mit ihrer Gegenwart, und verdunkelte sie, als sie uns verließ. Mein Ankämpfen gegen diese Erinnerung ist vergebens. Mutter, ich habe so viel Muth, wie meine in Stahl gehüllten Vorfahren ihn je hatten. Ich habe ihn dargelegt in Schlachten und in Wüsten — gegen den Menschen und das wilde Thier — gegen den Sturm und gegen den Ocean — gegen die wilden Kräfte der Natur — in so schrecklichen Gefahren, wie je ein Pilger oder ein Kreuzfahrer ihnen Trotz bot. Aber Muth gegen diese Eine Erinnerung, — nein, den habe ich nicht."

„Harley, Harley, du brichst mir das Herz," sagte die Gräfin, die Hände ringend.

„Es ist zum Verwundern," fuhr ihr Sohn fort, der so vertieft war in seine Gedanken, daß er ihre Worte wohl kaum gehört haben mochte, „ja, es ist wirklich zum Verwundern, daß, da ich schon tausende von weiblichen Wesen gesehen, und mit ihnen gesprochen habe, ich doch nie ein

Gesicht sah, wie das ihrige, und nie eine so sanfte, wohlklingende Stimme hörte. Dieses ganze Weltall des Lebens kann mir keinen Blick und keinen Ton gewähren, der das Vorrecht des Mannes — die Liebe — mir wieder erregen könnte. Nun gut; das Leben bietet noch Anderes dar — die Poesie und die Kunst; — noch lächelt der Himmel, und noch rauschen die Bäume. Ich muß mir das Glück nach meiner Art suchen.»

Die Gräfin war im Begriffe, zu erwiedern, als die Thüre schnell geöffnet wurde, und Lord Lansmere eintrat.

Er war einige Jahre älter, wie die Gräfin, aber seine ruhigen Züge hatten nichts Leidenschaftliches. Es war ein wohlwollendes, freundliches Gesicht, ohne viel höhern geistigen Ausdruck, aber nicht ohne den eines gereiften Verstandes. Seine Gestalt war nicht groß, aber seine Haltung aufrecht und etwas gebieterisch, aber in gutmüthiger Art, das Wesen des grand seigneur, der viel in der Provinz gelebt hat, dessen Wille selten Widerspruch fand, und dessen Ansehen so sehr gefühlt und anerkannt wurde, daß dies unwillkürlich auf ihn selbst zurückwirkte; — ein trefflicher Mann; aber wenn man auf die hohe Stirne und die dunklen Augen der Gräfin blickte, so mußte man sich wundern, wie die Beiden zusammengekommen waren, und der allgemeinen Ueberzeugung nach in so glücklicher Ehe lebten.

„Hoho, mein theurer Harley!» sagte Lord Lansmere, indem er sich die Hände mit dem Ausdrucke großer Zufriedenheit rieb. „Ich habe so eben der Herzogin einen Besuch abgestattet.»

„Welcher Herzogin, mein theurer Vater?»

„Nun, der Cousine deiner Mutter — der Herzogin von Knaresborough, bei welcher du, mir zu Gefallen, dich

zu einem Besuche herabgelassen hast, und es freut mich sehr, zu vernehmen, daß du Lady Mary bewunderst.»

„Sie ist sehr hoch erzogen, und auch etwas — hochnäsig," antwortete Harley. Als er bemerkte, daß seine Mutter verlegen aussah, und sein Vater unwillig, fügte er in ernstem Tone hinzu: „Sie ist allerdings schön."

„Gut, Harley," sagte der Earl, der seine heitere Stimmung wieder gewonnen hatte; „die Herzogin, die in Folge unserer Verwandtschaft mit ihr sich freimüthig aussprechen zu können glaubte, hat mir angedeutet, daß du auf Lady Mary ebenfalls einen guten Eindruck gemacht hast, und um zur Hauptsache zu kommen, da du zugibst, daß es Zeit für dich ist, an's Heiraten zu denken, so wüßte ich keine wünschenswerthere Verbindung. Was meinst du dazu, Katharina?»

„Der Herzog gehört einer Familie an, die schon vor dem Kriege der beiden Rosen sich auszeichnete," erwiederte Lady Lansmere, „und es haftet kein Flecken auf ihrem Wappenschilde; auch war ihr Ruf immer unbescholten. Aber ich gebe zu bedenken, ob es schicklich war, daß die Herzogin die erste Eröffnung machte, — selbst gegen einen Freund und Verwandten."

„Nun, wir sind altmodische Leute," versetzte der Earl etwas verlegen, „und die Herzogin ist eine Frau von Welt."

„Wir wollen hoffen," bemerkte die Gräfin in mildem Tone, „daß ihre Tochter es nicht ist."

„Ich würde Lady Mary nicht heiraten, wenn auch alle übrigen weiblichen Wesen in Affen verwandelt worden wären," sagte Lord l'Estrange im entschiedenen Tone.

„Gerechter Himmel!» entgegnete der Earl, „was ist

das für eine Sprache! Weshalb willst du sie nicht heiraten?"

Harley: „Ich kann es nicht sagen; — in diesen Fällen gibt es auf das „weshalb" keine Antwort. Aber, mein theurer Vater, du scheinst dein Versprechen vergessen zu haben."

Lord Lansmere: „Wie?"

Harley: „Du hast mich mit meiner Mutter aufgefordert, mich zu verheiraten; — ich versprach, mein Bestes zu thun, aber unter einer Bedingung — daß ich für mich selbst wählen dürfe, und ohne mich zu übereilen. Dies wurde von beiden Seiten zugesagt. Darauf gehst du am Vormittag — um welche Zeit keine Dame ohne einen Schauder an einen Besuch denken kann — und forderst die arme Lady Mary und deinen unwürdigen Sohn zu einer gegenseitigen Bewunderung auf, die wir beide nie fühlten. Entschuldige, mein theurer Vater — aber dies ist sehr ernst. Ich muß dein Versprechen abermals in Erinnerung bringen — freie Wahl für mich, und keine Beziehung auf die Kriege der Rosen. Welcher Krieg der Rosen ist jenem ähnlich zwischen der Bescheidenheit und Liebe auf den Wangen der Jungfrau?"

Lady Lansmere: „Freie Wahl für dich, Harley; — so sei es. Aber wir machten auch eine Bedingung, — nicht wahr, Lansmere?"

Der Earl, verwirrt: „Wie? — Machten wir auch eine Bedingung? — Ja wohl!"

Harley: „Welche war es?"

Lady Lansmere: „Der Sohn des Lord Lansmere darf nur die Tochter eines Gentleman heiraten."

Der Earl: „Natürlich! natürlich!"

Das Blut drang plötzlich in Harley's Wangen, und eben so schnell erbleichte er auch wieder.

Er ging nach dem Fenster, — seine Mutter folgte ihm und legte abermals ihre Hand auf seine Schulter.

„Du warst grausam," sagte er freundlich und im flüsternden Tone, während er unter der Berührung ihrer Hand zuckte. Dann wendete er sich zu dem Earl, der ihn betroffen und erstaunt ansah — (es war Lord Lansmere nie eingefallen, man könne argwöhnen, daß sein Sohn sich unter dem von der Gräfin angegebenen Range verheiraten werde) — Harley streckte seine Hand aus, und sagte mit seinem sanften, gewinnenden Tone: „Du bist immer sehr freundlich und nachsichtig gegen mich gewesen, und es ist nicht mehr als billig, daß ich selbstsüchtige Gewohnheiten aufopfere, um einen Wunsch zu befriedigen, der dir so nahe am Herzen liegt. Ich stimme mit dir überein, daß unser Geschlecht mit mir nicht aussterben sollte — Noblesse oblige. — Doch du weißt, ich war immer romantisch, und wenn ich heirate, muß ich lieben, oder wenigstens fühlen, daß meine Frau der Liebe würdig ist, die ich einst gewährt haben könnte. Was nun das unbestimmte Wort Gentleman betrifft, dessen meine Mutter sich bedient — ein Wort, das auf verschiedenen Lippen einen verschiedenartigen Sinn hat —, so gestehe ich, daß ich ein Vorurtheil gegen junge Damen habe, die in der „trefflichen Albernheit" der großen Welt auferzogen wurden, wie es mit den Töchtern der Gentlemen unseres Ranges meistens der Fall ist. Ich verlange daher die umfassendste Auslegung des Wortes: Gentleman; und so lange nichts Gemeines oder Entwürdigendes in der Geburt, den Sitten, und der Erziehung des Vaters dieser meiner zukünftigen Braut nachzuweisen ist, werdet ihr, wie ich hoffe, beide übereinstimmen,

nichts weiter zu verlangen — weder Titel noch Stammbaum.»

„Titel? nein — sie sind nicht nöthig," erwiederte Lady Lansmere, „sie machen nicht den Gentleman."

„Gewiß nicht," sagte der Earl. „Viele unserer besten Familien haben keine Titel."

„Titel — nein," wiederholte Lady Lansmere; „aber Vorfahren — ja!"

„Ach Mutter!" erwiederte Harley mit schwermüthigem Lächeln, „es scheint beschlossen zu sein, daß wir nie übereinstimmen sollen. Der Erste unseres Geschlechts ist immer der, auf den wir am meisten stolz sind, und welche Vorfahren hatte er? — Schönheit, Tugend, Bescheidenheit, Geistesfähigkeiten; — wenn dieses nicht Vorfahren genug für einen Mann sind, so ist er ein Sclave der Todten!"

Mit diesen Worten nahm Harley seinen Hut, und ging nach der Thüre zu.

„Du hast selbst gesagt: Noblesse oblige," erwiederte die Gräfin, indem sie ihm einige Schritte nachging; „wir haben nichts mehr hinzuzufügen."

Harley zuckte leicht mit den Achseln, küßte die Hand seiner Mutter, rief Nero zu sich, der vom Kamin, wo er schlummerte, aufsprang, und verfolgte seinen Weg.

„Will er wirklich in der nächsten Woche wieder ins Ausland reisen?" fragte der Earl.

„Er sagt, daß es seine Absicht sei."

„Ich fürchte, Lady Mary hat keine Aussichten," bemerkte Lord Lansmere mit einem leichten, aber traurigen Lächeln.

„Sie hat nicht Geist genug, um ihn zu fesseln. Sie ist Harley's nicht würdig," sagte die stolze Mutter.

„Unter uns," bemerkte der Earl fast schüchtern, „ich sehe nicht ein, welchen Nutzen er von seinem Geiste hat. Er könnte kein zweckloseres Leben führen, selbst wenn er der größte Dummkopf in den drei Königreichen wäre. Wie ehrgeizig war er doch als Knabe! — Katharina, ich glaube bisweilen, daß du weißt, was ihn so verändert hat."

„Ich? — nein; solche Veränderung ist gewöhnlich genug unter jungen Männern, wenn sie ein so großes Vermögen haben. Sie finden dann, daß ihnen das Leben wenig darbietet, wonach sie noch streben könnten. Wäre Harley der Sohn eines armen Mannes, so möchte es ganz anders mit ihm geworden sein."

„Ich wurde mit denselben Aussichten geboren, wie Harley," erwiederte der Earl mit Selbstgefühl, „und doch schmeichle ich mir, daß ich Alt-England von einigem Nutzen bin."

Die Gräfin ergriff die Gelegenheit, um ihrem Gatten einige Lobeserhebungen zu machen, und gab dann dem Gespräche eine andere Wendung.

Siebzehntes Capitel.

Harley brachte den Tag in seiner gewöhnlichen umherschwärmenden Art zu. Er speiste in seiner ruhigen Ecke in seinem Lieblingsclub, und Nero — der in demselben nicht zugelassen wurde — wartete geduldig vor der Thüre auf ihn. Nach dem Essen wandelte der Hund und sein Herr, beide gleichgiltig gegen die Menge, in jener Straße umher, die für die Wenigen, welche die Poesie London's begreifen können, Erinnerungen des Ruhmes und des Unglückes erweckt, so erhaben, wie irgend eine der Ruinen des Alterthums darbieten kann, — jener Straße, die über den ehemaligen Kirchhof von

Whitehall geht, wo früher zur Linken der Palast des Königthums von Schottland stand, — dann sich verengernd nach der ehemaligen Insel Thorney führt, auf welcher Eduard der Bekenner den verhängnißvollen Besuch des Eroberers erhielt, — und, sich dann wieder erweiternd, bei der Abtei und der Halle von Westmünster endlich, wie alle Andenken irdischer Größe, in bescheidenen Gassen und engen Durchgängen verliert.

Harley l'Estrange, der immer weniger in der ihn umgebenden wirklichen Welt lebte, wie mit den Bildern, die sein einsamer Geist hervorrief, stellte ähnliche Betrachtungen an, als er die Brücke erreichte, und die leblosen Fahrzeuge auf dem „stillen Wege" schlummern sah, der einst laut und prachtvoll von den vergoldeten Barken der alten Familien Englands erglänzte.

Auf dieser Brücke wollte Audley Egerton seinen Freund l'Estrange zu einer Zeit erwarten, in welcher er nach seiner Berechnung sich den Parlamentsdebatten am besten entziehen könne; denn Harley hatte, mit seinem empfindlichen Widerwillen gegen alle Versammlungsorte von seines Gleichen — sich geweigert, Egerton in dem Gewühle von Bellamy's aufzusuchen.

Harley's Aufmerksamkeit wurde, als er über die Brücke ging, durch eine Gestalt erregt, die in einem der Winkel still auf den Steinen saß, und das Gesicht mit den Händen bedeckt hatte. „Wenn ich ein Bildhauer wäre," murmelte er vor sich hin, „so würde ich mich dieser Gestalt erinnern, sobald ich ein Bild der Verzweiflung darzustellen wünschte." Er erhob seinen Blick, und sah wenige Schritte vor sich, mitten auf dem Wege, die aufrechte Gestalt von Audley Egerton. Die Strahlen des Mondes beleuch-

teten die festen Züge des charaktervollen Staatsmannes mit dem Ausdrucke des Nachdenkens, der kräftigen, aber kalten Selbstbeherrschung, und der Sorge.

„Wenn ich dorthin blicke," fuhr Harley in seinem Selbstgespräche fort, „so würde ich mich dieser Gestalt erinnern, sobald ich wünschte, aus Granit das Bild der Ausdauer darzustellen."

„Sie sind also doch gekommen, und püncktlich!" sagte Egerton, indem er Harley am Arme nahm.

Harley: „Ja wohl püncktlich; denn ich achte Ihre Zeit, und ich will Sie nicht lange aufhalten. Ich vermuthe, daß Sie heute Abend eine Rede halten wollen."

Egerton: „Es ist schon geschehen."

Harley, mit Theilnahme: „Wie ich hoffe, mit Erfolg?"

Egerton: „Ich denke wohl; denn es wurde mir laut Beifall zugerufen, was mir nicht immer widerfährt."

Harley: „Und dies gewährte Ihnen Vergnügen?"

Egerton, nach einigem Besinnen: „Nein; nicht im mindesten."

Harley: „Was fesselt Sie denn so sehr an dieses Leben — an den fortwährenden Kampf, an die gleichförmige Arbeit, — wobei die angenehmern Geistesfähigkeiten ertödtet, alle heftigern dagegen erweckt werden, — wenn selbst dessen Belohnungen (und ich halte für die besten den Beifall) Ihnen nicht Vergnügen gewähren?"

Egerton: „Was mich an dieses Leben fesselt? — die Gewohnheit!"

Harley: „Sie Märtyrer!"

Egerton: „Ja; Sie haben Recht. Aber wir wollen von Ihnen sprechen. Sie haben also beschlossen, England in der nächsten Woche zu verlassen?"

Harley, verdrießlich: „Ja. Dies Leben in einer Hauptstadt, wo Alle so thätig sind, und ich keine besondern Zwecke habe, nagt an mir, wie ein schleichendes Fieber. Nichts unterhält mich hier; — nichts erfreut und tröstet mich. Aber ich bin entschieden, bevor es zu spät ist, mich der Vergangenheit zu entziehen, und in die natürliche Welt der Menschen zurückzukehren. Mit Einem Worte, ich habe beschlossen, zu heiraten."

Egerton: „Wen?"

Harley, in ernstem Tone: „Mein theurer Freund, Sie sind wirklich ein großer Philosoph. Sie haben die Frage richtig getroffen. Ich kann freilich keinen Traum heiraten, und wo, außer in Träumen, soll ich dieses Glück finden?"

Egerton: „Sie suchen nicht danach."

Harley: „Suchen wir je nach Liebe? — Ergreift sie uns nicht, wenn wir sie am wenigsten erwarten? — Ist sie nicht wie die Begeisterung der Muse? — Welcher Dichter setzt sich hin, und sagt: ich will ein Gedicht schreiben? — Welcher Mann sieht sich um, und sagt: ich will mich verlieben? — Nein; das Glück, wie der berühmte Deutsche sagt, wird uns plötzlich von den Göttern gewährt — und so auch die Liebe."

Egerton: „Sie erinnern sich aber auch wohl dessen, was Horaz sagt: „Das Leben strömt dahin, während der Bauer am Ufer sitzt, und auf die Fuhrt warten will."

Harley: „Ein Gedanke, den Sie vor einigen Wochen andeuteten, und über den ich schon früher gebrütet hatte, verfolgt mich seitdem. Wenn ich nur ein Kind von sanftem Charakter, und mit noch nicht ausgebildeten Anlagen finden, und es zu meinem Ideale erziehen könnte. Ich bin noch jung genug, und könnte einige Jahre warten. Dann hätte

ich erreicht, was ich so schmerzlich vermisse — einen Zweck für mein Leben.“

Egerton: „Sie sind immer noch das Kind der Romantik. — Aber wie . . . .“

Hier ward der Minister unterbrochen durch einen Boten vom Unterhause, den er beauftragt hatte, ihn auf der Brücke aufzusuchen, wenn seine Anwesenheit nöthig sein sollte. „Sir, die Opposition benutzt die geringe Anzahl der im Hause anwesenden Mitglieder, um eine Abstimmung zu verlangen. Herr . . . . versucht zwar, durch eine Rede Zeit zu gewinnen, aber man will ihn nicht anhören.“

Egerton wendete sich hastig an Lord l'Estrange: „Sie müssen mich jetzt entschuldigen. — Morgen reise ich auf zwei Tage nach Windsor, aber nach meiner Rückkehr sehen wir uns wieder.“

„Es hat nichts zu sagen,“ antwortete Harley; „ich bin außer dem Bereiche Ihres Rathes, Mann der praktischen Vernunft. — Wenn ich,“ fügte Harley in sanftem und traurigem Tone hinzu, „wenn ich Sie mit Klagen belästige, welche Sie nicht verstehen können, so ist dies die Folge alter Schulknabengewohnheiten. Ich kann keine Sorge fühlen, die ich Ihnen nicht anvertrauen müßte.“

Egerton's Hand zitterte, als er die seines Freundes drückte, und ohne ein Wort weiter zu sagen, entfernte er sich schnell. Harley verweilte noch einige Augenblicke in stiller und tiefer Träumerei; dann rief er seinen Hund, und kehrte in der Richtung nach Westmünster zurück.

Er kam an dem Winkel vorüber, in welchem die bewegungslose Gestalt der Verzweiflung gesessen hatte. Die Gestalt war jetzt aufgestanden, und lehnte sich gegen das Ge-

länder. Sie wurde mißtrauisch von dem Hunde beschnüffelt, der vor seinem Herrn ging.

„Nero, komm!“ rief Harley.

„Nero,“ dies war der Name, bei welchem, wie Helene sagte, der Freund ihres Vaters seinen Hund gerufen hatte, und Leonhard ward betroffen über den Ton, als er sich in seiner Trostlosigkeit gegen den Stein lehnte. Er erhob sein Haupt, und blickte aufmerksam und forschend in Harley's Gesicht. Diese großen, klaren, und doch so tiefen und schwärmerischen Augen, welche Helene geschildert hatte, begegneten den seinigen, und fesselten sie, denn l'Estrange war auch stehen geblieben; — das Gesicht des Jünglings war ihm nicht unbekannt. Er erwiederte den auf ihn gerichteten forschenden Blick, und erkannte den jungen Mann aus dem Bücherladen.

„Der Hund ist nicht böse, Sir!“ sagte l'Estrange mit einem Lächeln.

„Und Sie nennen ihn Nero?“ sagte Leonhard, immer noch den Fremden anblickend.

Harley erkannte den Sinn der Frage.

„Nero, Sir; aber er hat nicht die blutdürstigen Triebe seines römischen Namensgenossen.“ Harley wollte weiter gehen, als Leonhard mit zitternder Stimme sagte:

„Entschuldigen Sie; aber kann es möglich sein, daß Sie der Herr sind, den ich vergebens wegen des Kindes des Capitäns Digby gesucht habe?“

Harley blieb stehen. „Digby?“ sagte er, „wo ist er? — Er hätte mich leicht finden können. Ich gab ihm eine Adresse.“

„Ah, dem Himmel sei Dank!“ erwiederte Leonhard. „Helene ist gerettet; sie wird nicht sterben!“ und er brach in Thränen aus.

Einige Augenblicke, und einige Worte genügten, um Harley mit den Verhältnissen der verwais'ten Tochter seines frühern Waffengefährten bekannt zu machen. Harley stand bald selbst in dem Zimmer der armen Leidenden; er lehnte ihre brennenden Schläfe an seine Brust, und flisterte ihr, die wie in einem glücklichen Traume es vernahm, zu: „Beruhigen Sie sich, und fassen Sie Muth; — Ihr Vater lebt noch in mir."

Helene erhob jetzt ihre Augen und sagte: „Aber Leonhard ist mein Bruder, — mehr als Bruder — und er bedarf der Sorge eines Vaters mehr, wie ich."

„Still, Helene; ich bedarf jetzt keiner Hilfe," sagte Leonhard, und seine Thränen benetzten die kleine Hand, welche die seinige umschlossen hielt.

Achtzehntes Capitel.

Harley l'Estrange war ein Mann, auf den Alles, was der romantischen und poetischen Richtung des menschlichen Lebens angehört, einen tiefen Eindruck machte. Als er erfuhr, welche Bande diese beiden Kinder der Natur verknüpften, die in den Stürmen des Geschickes zu einander hielten, ward sein Herz inniger ergriffen, wie seit vielen Jahren. In diesem verlassenen Dachstübchen, umgeben von dem Dunst und Rauch der bescheidenen Vorstadt, und die Alltagswelt in ihren härtesten und ärmlichsten Formen unter und neben ihnen, erkannte er jenes göttliche Gedicht, das jeder Vereinigung zwischen dem Geiste und dem Herzen entspringt. Hier auf dem roh gearbeiteten Tische von Fichtenholz lagen die kaum von der Tinte trocken gewordenen Manuscripte des jungen Kämpfers für Ruhm und für Brot; —

dort in dem andern Stübchen auf dem ärmlichen Bette lag der einzige Trost des Jünglings — sein Alles, das sein Herz erwärmte mit lebender, sterblicher Neigung. An der einen Seite der Wand: die Welt der Einbildungskraft; — an der andern: diese Welt von Schmerz und von Liebe; — in beiden: ein gleich erhabener Geist — uneigennützige Hingebung — „ein Etwas, das fern liegt von dem Bereiche unserer Sorgen."

Er sah sich im Zimmer um, in das er Leonhard gefolgt war, als er Helene verließ. Er bemerkte die Manuscripte auf dem Tische, und, indem er auf sie zeigte, sagte er freundlich: „Sind dies die Arbeiten, wodurch Sie die Waise des Kriegers unterstützten? — Sie selbst ein Krieger in einer harten Schlacht!"

„Die Schlacht wurde verloren — ich konnte sie nicht unterstützen," erwiederte Leonhard traurig.

„Aber Sie haben sie nicht verlassen. — Als Pandora's Büchse geöffnet wurde, soll die Hoffnung zuletzt verweilt haben."

„Das ist falsch," erwiederte Leonhard, „ein heidnischer Begriff. „Es gibt Gottheiten, die hinter der Hoffnung verweilen — Dankbarkeit, Liebe und Pflichtgefühl."

„Sie sind keiner von den gewöhnlichen Geistern," sagte Harley bewundernd; — „ich muß Sie später genauer kennen lernen; — jetzt eile ich zum Arzte; — ich werde mit ihm zurückkehren. Wir müssen das arme Kind so bald wie möglich aus dieser drückenden Luft bringen. Inzwischen lassen Sie mich auf Ihre Zurückweisung der alten Fabel erwiedern. Wo Dankbarkeit, Liebe und Pflichtgefühl dem Menschen bleiben, da, glauben Sie mir, ist auch die Hoffnung, obgleich sie oft unsichtbar sein mag, verborgen hinter dem schützenden Fittich der edlern Gottheiten."

Harley sagte dies mit jenem, ihm eigenthümlichen wunderbaren Lächeln, welches, so zu sagen, das ganze Zimmer mit Glanz erfüllte, — und entfernte sich.

Leonhard schlich leise nach dem Fenster, und indem er nach den Sternen blickte, die bleich über den Dächern flimmerten, murmelte er: „O du, Allsehender und Allbarmherziger! wie sehr tröstet es mich, daß, obgleich meine Träume vom Wissen bisweilen den Himmel verdunkelt haben mögen, ich doch nie daran zweifelte, daß du dort bist — wenn auch hinter der Wolke, doch eben so leuchtend und ewig!" So betete er schweigend einige Minuten; — dann ging er in Helenens Zimmer, und setzte sich still neben sie; denn sie schlief. Sie erwachte, als Harley mit einem Arzte zurückkehrte. Leonhard ging wieder in sein Zimmer, und als er unter seinen Papieren den Brief sah, den er an Herrn Dale geschrieben hatte, murmelte er: „Ich brauche jetzt meinem Berufe keine Schande zu machen, — ich brauche jetzt kein Bettler zu sein," — und hielt den Brief an das Kerzenlicht. Während er dies sprach, und als die brennenden Papierflitter auf den Fußboden herabschwebten, nagte der scharfe Hunger, den er während der letzten Aufregungen nicht gefühlt hatte, an seinen Eingeweiden. Aber selbst der Hunger konnte nicht jenen edlen Stolz demüthigen, der einem noch edlern Gefühle nachgegeben hatte, — und er lächelte, indem er wiederholte: „Kein Bettler! — das Leben, dem ich mich gewidmet hatte, ist gerettet. — Ich kann abermals dem Geschicke mit männlicher Stirn entgegentreten."

Neunzehntes Capitel.

Einige Tage darauf befand sich Helene — in reinere Luft gebracht, und unter der Pflege der berühmtesten Aerzte, — außer aller Gefahr.

Es war ein hübsches einzelnes Landhaus, aus dessen Fenstern man die Aussicht über die wilden Heiden von Norwood hatte, wohin Harley täglich ritt, um sich von der Wiederherstellung seiner jungen Pflegebefohlenen zu überzeugen. — Er hatte bereits einen Zweck im Leben gefunden. Als sie sich erholte, und an Kräften zunahm, wußte er sie durch Freundlichkeit zum Sprechen zu bringen, und er hörte ihr mit angenehmen Erstaunen zu. Das so kindliche Herz, und der so weibliche Verstand erregte ihn sehr durch den seltenen Gegensatz und die eigenthümliche Verbindung. Leonhard, den er auch veranlaßt hatte, in dem Landhause zu wohnen, war dort geblieben, bis Helenens Wiederherstellung als gesichert betrachtet werden konnte. Dann trat er zu Lord l'Estrange, als dieser eines Tages eben das Landhaus verlassen wollte, und sagte ruhig: „Jetzt, Mylord, da Helene wieder gesund ist, und meiner Hilfe nicht mehr bedarf, kann ich Ihre Güte nicht länger in Anspruch nehmen. Ich kehre nach London zurück."

„Sie sind mein Gast; — Sie dürfen mich nicht so verlassen, thörichter Jüngling," sagte Harley, welcher bereits den Stolz bemerkt hatte, der sich in diesem Lebewohl aussprach. „Kommen Sie mit in den Garten; wir wollen dort weiter darüber sprechen."

Harley setzte sich auf eine Bank an dem kleinen Rasenplatze; Nero lagerte sich zu seinen Füßen; Leonhard stand neben ihm.

„So," sagte Lord l'Estrange. „Sie wollen also nach London zurückkehren! — Was gedenken Sie dort zu beginnen?"

„Mein Geschick muß sich dort erfüllen."

„Und dieses ist?"

„Ich kann es nicht wissen. — Das Geschick ist die Isis, deren Schleier kein Sterblicher emporheben darf.”

„Sie sind vielleicht zu Großem geboren,” sagte Harley. „Ich bin überzeugt, daß Sie gut schreiben. — Ich habe gesehen, daß Sie mit Leidenschaft studiren. Was noch besser ist, wie schreiben und studiren, Sie haben ein edles Herz und den stolzen Drang nach Unabhängigkeit. Lassen Sie mich Ihre Manuscripte sehen, oder etwas von Ihren Aufsätzen, die schon gedruckt sind. — Zögern Sie nicht — ich verlange nur ein Leser zu sein. Ich mache nicht Anspruch darauf, ein Gönner genannt zu werden — dies ist ein Wort, das ich hasse.”

Leonhard's Augen funkelten durch die Thräne, die er kaum zurückhalten konnte. Er brachte seine Mappe, legte sie auf die Bank neben Harley, und ging dann langsam nach dem entferntern Theile des Gartens. Nero sah ihm nach, erhob sich dann, und folgte ihm. Der Jüngling setzte sich auf den Rasen, und Nero ließ seinen Kopf an dem lautklopfenden Herzen des Dichters ruhen.

Harley nahm die verschiedenen vor ihm liegenden Papiere, und las sie mit Muße durch. Er war kein Kritiker, nicht gewohnt, sich die Gründe zu erörtern, weshalb ihm etwas gefiel oder nicht; aber er hatte eine scharfe Auffassungsgabe und einen gebildeten Geschmack. Während er las, sprachen seine immer so ausdrucksvollen Züge bald Zweifel, bald Bewunderung aus. Es fiel ihm bald der Gegensatz in den Schriften des Jünglings auf, zwischen den Poesien und Aufsätzen, die mit der Einbildungskraft spielten, und denen, die mit dem Gedanken kämpften. In den erstern schien der junge Dichter sich seiner Eigenthümlichkeit wenig bewußt zu sein. Seine Phantasie — entfernt von

den Scenen seiner Leiden, und sich über dieselben erhebend — erging sich in einem Paradies glücklicher, goldener Schöpfungen. In den letztern stand der Denker allein und traurig da, und befragte in unruhigem Schmerze die harte Welt, auf die er blickte. In den Gedanken war Alles wild und ungeordnet, in den Phantasien Alles heiter und friedlich. Der Genius schien zwei Gestalten zu haben: die eine badete ihre Fittiche in dem Thaue des Himmels, die andere wanderte schwermüthig in einer unbegränzten Sandwüste. Harley legte die Papiere hin, und war eine Zeit lang in Gedanken vertieft; dann erhob er sich, und ging zu Leonhard. Als er sich dem Jünglinge näherte, blickte er mit einer neuen und tiefern Theilnahme in sein Gesicht.

„Ich habe Ihre Papiere gelesen,“ sagte er, „und ich erkenne in Ihnen zwei Menschen, die zwei wesentlich verschiedenen Welten angehören.“

Leonhard zuckte zusammen, und murmelte: „Ja, sehr wahr!“

„Ich glaube,“ fuhr Harley fort, „daß entweder einer dieser Menschen den andern zerstören wird, oder daß die beiden sich zu einem einzelnen Dasein harmonisch verschmelzen werden. — Nehmen Sie Ihren Hut, besteigen Sie das Pferd meines Reitknechtes, und kommen Sie mit mir nach London; wir wollen unter Weges noch weiter sprechen. Ich habe Vertrauen zu Ihnen, und ich stimme darin mit Ihnen überein, daß der erste Zweck eines jeden edlern Geistes Unabhängigkeit ist. Nur zu dieser wünsche ich, Ihnen behilflich zu sein; und dies ist ein Dienst, den der stolzeste Mann ohne Erröthen annehmen kann.“

Leonhard erhob seine Augen zu denen Harley's, und sie waren mit dankbaren Thränen erfüllt; aber sein

Herz war so voll, daß er keine Antwort hervorbringen konnte.

„Ich bin nicht einer von denen," sagte Harley, als sie unterweges waren, „welche glauben, daß, weil ein junger Mann Gedichte schreibt, er zu nichts Anderem tauglich sei, und daß er ein Dichter sein müsse, oder ein Bettler. Ich habe schon gesagt, daß in Ihnen zwei Menschen zu sein scheinen: der Mann der idealen Welt, und der Mann der Wirklichkeit. Jedem dieser Menschen kann ich eine besondere Laufbahn anbieten. Die erste dürfte vielleicht mehr in Versuchung führen. Dem Staate muß daran gelegen sein, alle Talente und Fähigkeiten in seinen Dienst zu ziehen, die er für sich gewinnen kann, und jeder Bürger eines freien Landes sollte stolz darauf sein, seinem Vaterlande zu dienen. Ich habe einen Freund, welcher Minister ist, und das Talent ermuthigt — Audley Egerton. — Ich brauche ihm nur zu sagen: „hier ist ein junger Mann, welcher der Regierung, wenn sie sich seiner annimmt, nützlich sein wird," und Sie werden morgen eine Stellung erhalten, und sich zu Vermögen und Auszeichnung hinaufarbeiten können. Dies ist das erste Anerbieten; was sagen Sie dazu?"

Leonhard erinnerte sich mit Bitterkeit an seine Zusammenkunft mit Audley Egerton, und an das von dem Minister ihm angebotene Kronenstück. Er schüttelte mit dem Kopfe, und erwiederte: „O Mylord, wie habe ich solche Güte verdient? Bestimmen Sie über mich, wie Sie wollen; aber wenn ich die Wahl habe, möchte ich lieber meinem eigenen Berufe folgen. — Dies ist nicht der Ehrgeiz, der mich beherrscht."

„So hören Sie denn das andere Anerbieten. Ich habe

einen Freund, mit dem ich weniger vertraut bin, wie mit Egerton, und der keine Stellen zu vergeben hat. Ich spreche von einem Gelehrten, Henry Norreys — von dem Sie ohne Zweifel gehört haben, und dessen Theilnahme Sie erregten, als er Sie in dem Bücherladen lesen sah. Ich hörte ihn oft sagen, man verkenne häufig die Literatur als Beruf, und wenn man sich ihr mit derselben Mühe und Ausdauer hingebe, wie andern Beschäftigungen, so müsse sie zuletzt immer wenigstens ein Auskommen sichern. Doch der Weg mag lang und beschwerlich sein — und er führt zu keiner andern Macht, wie zu der über den Gedanken, selten zu Reichthum, — und wenn der Ruf auch sicher sein mag, so ist doch der Ruhm, wie die Dichter ihn wünschen, nur das Loos von Wenigen. Was sagen Sie zu dieser Laufbahn?"

„Mylord, ich entscheide mich!" erwiederte Leonhard in festem Tone, und seine Züge wurden verklärt von Begeisterung. „Ja; wenn, wie Sie sagen, zwei Menschen in mir sind, so fühle ich, daß, sobald ich ganz zu der mechanischen und praktischen Welt verurtheilt werden sollte, der eine allerdings den andern zerstören würde. Der Sieger würde der rohere und der weniger geistige sein. Lassen Sie mich jene Gedanken verfolgen, welche, obgleich sie mich nur dunkel und formlos umschwebten, doch sich immer dem Sonnenlichte zugewendet haben. Es kümmert mich nicht, ob sie zum Glücke und zum Ruhme führen, oder nicht, sie werden mich jedenfalls aufwärts leiten! — Ich wünsche das Wissen um seiner selbst willen; — was kümmert es mich, wenn es nicht Macht ist!"

„Genug!" sagte Harley, mit freundlichem Lächeln über die Begeisterung seines jungen Gefährten. „Wie Sie

sich entscheiden, so will ich es einleiten. Jetzt erlauben Sie mir, wenn es nicht unbescheiden ist, einige Fragen. — Ihr Name ist Leonhard Fairfield?"

Der Jüngling erröthete, und beugte seinen Kopf, wie bejahend.

„Helene sagte, Sie hätten sich selbst unterrichtet; übrigens aber verweiset sie mich an Sie — sie glaubte vielleicht, ich würde Sie weniger achten (statt noch höher), wenn sie gesagt hätte, Sie seien — wie ich mir erlaube zu muthmaßen — von bescheidener Abstammung."

„Meine Geburt," erwiederte Leonhard zögernd, „ist sehr — sehr — bescheiden."

„Der Name Fairfield ist mir nicht unbekannt. Ein Mädchen dieses Namens heiratete in einer Familie in Lansmere — heiratete einen Avenel...." fuhr Harley fort, und seine Stimme zitterte. „Sie erröthen! — O! könnte der Name Ihrer Mutter Avenel gewesen sein?"

„Ja!" erwiederte Leonhard, indem er die Lippen zusammenpreßte. — Harley legte seine Hand auf die Schulter des Jünglings. „Dann habe ich wirklich einen Anspruch auf Sie — dann sind wir wirklich Freunde. Ich habe ein Recht, Jedem von dieser Familie nützlich zu sein."

Leonhard sah ihn erstaunt an; Harley fuhr fort, als er seine Fassung wieder gewonnen hatte: „Die Avenel's sind immer meiner Familie nützlich gewesen, und meine Erinnerungen an Lansmere kann ich nie vergessen, obgleich ich damals noch ein Knabe war." Er spornte jetzt sein Pferd an, und es fand wieder eine lange Pause in der Unterhaltung Statt. Seit jener Zeit sprach Harley immer in sehr sanftem Tone mit Leonhard, und sah ihn oft mit freundlichem und theilnehmendem Blicke an.

Sie hielten vor einem Hause in einer belebten, wenn auch nicht von der vornehmen Welt bewohnten Straße. Ein Diener von sehr ernstem und ehrwürdigem Ansehen öffnete die Thüre; — ein Mann, der sein ganzes Leben bei Schriftstellern zugebracht hatte. Der arme Teufel war wirklich vor der Zeit alt geworden. Die Sorgen auf seinen Lippen und das Pompöse auf seiner Stirn — keine Feder vermag es zu schildern.

„Ist Herr Norreys zu Hause?" fragte Harley.

„Er ist zu Hause — für seine Freunde, Mylord!" antwortete der Mann majestätisch, und er ging durch die Halle mit dem ceremoniösen Schritt eines Dangeau, wie er einen Montmorency zu Ludwig den Großen eingeführt haben mochte.

„Halt! — führt diesen Herrn in ein anderes Zimmer. Ich will erst in die Bibliothek gehen. — Warten Sie auf mich, Leonhard." — Der Mann nickte, und führte Leonhard in das Speisezimmer. Dann blieb er vor der Thüre der Bibliothek stehen, und horchte einen Augenblick, als fürchte er seinen Herrn in einer begeisterten Stimmung zu stören. Hierauf öffnete er die Thüre sehr leise, aber zu seinem unaussprechlichen Unwillen kam ihm Harley zuvor und trat schnell ein. Es war ein großes Zimmer, und an den Wänden standen Bücher von oben bis unten. Bücher lagen auf allen Stühlen, Bücher lagen auf allen Tischen. Harley setzte sich auf einen Folioband von Raleigh's Geschichte der Welt, und sagte:

„Ich habe Ihnen einen Schatz gebracht."

„Was ist es?" fragte Norreys, gutmüthig von seinem Schreibpulte aufblickend.

„Einen Geist."

„Einen Geist?" wiederholte Norreys, — „den Ihrigen?"

„O, ich habe keinen; — ich habe nur ein Herz und eine Phantasie. — Hören Sie mich an! Sie erinnern sich des Jünglings, den wir in dem Bücherladen beim Lesen beobachteten. Ich habe ihn für Sie eingefangen, und Sie sollen ihn zu einem Manne ausbilden. Ich hege die innigste Theilnahme für seine Zukunft — denn ich kannte einige von seiner Familie, und ein Mitglied dieser Familie war mir sehr theuer. Was das Geld betrifft, so hat er keinen Schilling, und würde auch keinen umsonst annehmen, weder von Ihnen, noch von mir. Aber er kommt mit Eifer zur Arbeit — und Sie müssen Beschäftigung für ihn finden." Harley berichtete dann seinem Freunde von den beiden Anerbieten, die er Leonhard gemacht hatte, und von dessen Wahl.

„Dies erregt Hoffnungen; denn für die Wissenschaft muß man einen starken Beruf in sich fühlen. — Ich will Alles thun, was Sie wünschen."

Harley stand heiter auf, schüttelte Norreys freundlich die Hand — eilte aus dem Zimmer, und kehrte bald mit Leonhard zurück.

Herr Norreys sah den jungen Mann prüfend an. In seinem Benehmen gegen Fremde war er von Natur mehr strenge, wie freundlich, und bildete hierin — wie in vielem Andern — einen Gegensatz zu dem arglosen, umherschwärmenden Burley. Doch er wußte den menschlichen Charakter im Gesichte zu lesen, und Leonhard's Züge gefielen ihm. Nach einer Pause reichte er ihm seine Hand.

„Sir," begann er, „Lord l'Estrange sagt mir, Sie wünschten die Literatur als einen Beruf zu wählen, und sie ohne Zweifel wie eine Kunst zu studiren. Ich kann Ihnen

vielleicht dabei guten Rath ertheilen, und Sie können inzwischen mir auch nützlich seyn. Ich bedarf eines Gehilfen — ich biete Ihnen diese Stelle an. Der Gehalt wird den Diensten entsprechen, welche Sie mir leisten. Ich habe ein Zimmer in meinem Hause zu Ihrer Verfügung. Als ich zuerst nach London kam, entschloß ich mich zu derselben Wahl, zu der Sie sich, wie ich vernehme, entschieden. Ich habe keinen Grund, selbst nach weltlichen Gesichtspuncten, meine Wahl zu bereuen. Sie gewährt mir ein Einkommen, das meine Bedürfnisse übersteigt. Ich schreibe meinen Erfolg den Grundsätzen zu, die auf jeden Beruf anwendbar sind, nämlich: erstens, niemals dem Genie zu überlassen, was durch Arbeit geleistet werden kann; zweitens, nie lehren zu wollen, was wir nicht selbst gründlich studirt haben; drittens, nie etwas zu versprechen, was wir nicht nach bestem Gewissen ausführen können. Mit diesen Regeln ist die Literatur, wenn ein Mann seinen Beruf für dieselbe nicht verkennt, und gutem Rathe folgend, die Anfangsgründe und Hilfsmittel sich aneignet, die überall erforderlich sind, ein eben so guter Beruf, wie irgend ein anderer; aber ohne diese Grundsätze ist der Beruf eines Schuhputzers bei weitem besser."

„Wohl möglich," murmelte Harley; „aber es gab doch große Schriftsteller, die keinen von Ihren Grundsätzen beobachteten."

„Berühmte Schriftsteller wahrscheinlich; aber nicht beneidenswerthe Menschen. — Mylord, Mylord, verderben Sie den Zögling nicht, den Sie mir brachten." Harley entfernte sich lächelnd, und ließ das Genie in der Lehre bei der gesunden Vernunft und der Erfahrung.

Zwanzigstes Capitel.

Während Leonhard Fairfield, unbefreundet und unbekannt, gegen Armuth, Hunger und schreckliche Versuchungen ankämpfte, war für Randal Leslie der Eintritt in seine Laufbahn heiter, und der Pfad zu seinem Ziele geebnet gewesen. Ein fähiger und ehrgeiziger junger Mann konnte wohl nicht unter günstigern Aussichten seine Laufbahn beginnen, — als Verwandter und anerkannter Günstling eines beliebten und ausgezeichneten Staatsmannes, — als Verfasser eines politischen Werkes, das ihn gleich zu einer eigenen Stellung erhoben hatte. Es ward ihm in den höchsten Zirkeln gehuldigt, zu denen weder Rang noch Vermögen allein eine genügende Empfehlung sind — nicht nur in den Zirkeln der Mode, in den Zirkeln der Gewalt selbst, und ihm so jede Gelegenheit geboten, um Belehrung zu erlangen, und die Welt bei Zeiten kennen zu lernen durch die Unterhaltung mit ihren anerkannten Meistern. Randal hatte nur diesen Weg zu verfolgen, und sein Erfolg war sicher. Sein ränkesüchtiger Geist liebte aber Intriguen und Umtriebe um ihrer selbst willen; er sah in ihnen kürzere Pfade zum Glücke, wenn auch nicht zum Ruhme. Seine Hauptsünde war zugleich seine Hauptschwäche. Er strebte nicht — er begehrte. Obgleich er in einer viel höhern geselligen Stellung war, wie Frank Hazeldean, und trotz der minder günstigern weltlichen Aussichten seines frühern Schulgefährten, begehrte er dieselben Dinge, die Frank Hazeldean unter ihn erniedrigten, — begehrte seine muntern Festlichkeiten, seine heitern Vergnügungen, selbst seine Vergeudung der Jugend. So strebte auch Randal weniger nach Audley Egerton's Ruf, als er Audley

Egerton's Reichthum und Pracht begehrte, seine fürstliche Haushaltung und sein Castle Stackreal auf dem Grosvenor Square. Es war das Unglück seiner Geburt, diesen beiden Vermögen so nahe zu sein — nahe dem der Leslie, als das zukünftige Haupt dieses gesunkenen Hauses — nahe selbst dem von Hazeldean, da, wie wir schon früher gesehen haben, wenn der Squire keinen Sohn gehabt hätte, Randal's Abstammung von den Hazeldean's ihn zur Beerbung dieser ausgedehnten Ländereien berechtigt haben würde. Die meisten jungen Männer, die in vertraute Berührung mit Audley Egerton gekommen wären, würden für diesen Mann eine gewisse ehrerbietige und bewundernde — wenn nicht selbst liebevolle — Achtung gefühlt haben; denn es lag etwas Großartiges in Egerton — etwas, das die Jugend beherrscht und bezaubert.

Sein entschiedener Muth, sein fester Wille, seine fast königliche Freigebigkeit, welche seine fast strenge Einfachheit in persönlichen Gewohnheiten noch mehr hervorhob; — seine seltene und dem Anscheine nach unwillkürliche Fähigkeit, Frauen für sich zu gewinnen, die jeder Huldigung schon müde waren, und selbst die hartnäckigsten überreden zu können — Alles dieses diente dazu, den praktischen Mann mit dem Zauber zu umgeben, der sich sonst gewöhnlich nur auf den idealischen beschränkt. Audley Egerton war aber auch allerdings ein Ideal — das Ideal des Praktischen — nicht blos die gewöhnliche betriebsame Maschine kleinlicher Geschäfte, sondern der Mann strenger Vernunft — mit unbeugsamer Thatkraft für bestimmte irdische Zwecke ausgeübt. In einer verderbten Regierungsform, in einer dahinsinkenden Monarchie, oder in einer demoralisirten Republik hätte Audley Egerton ein sehr gefährlicher Bürger werden

können, weil sein Ehrgeiz so entschieden, und sein Urtheil über seine Zwecke so klar war. In England liegt aber etwas im Staatsleben, was die wirklich ehrgeizigen Männer zur Behauptung ihrer Ehre zwingt; es sei denn, daß sie keinen klaren und ungetrübten Blick haben. Es ist in England so nothwendig, ein Gentleman zu sein, und so wurde denn auch Egerton in jeder Beziehung dafür gehalten. In andern Dingen hatte er wenig Stolz, und dem Anscheine nach keine große Empfindlichkeit; aber berührte man ihn in Beziehung auf den Gentleman, dann war keiner so empfindlich und so stolz, wie er. Als Randal ihn genauer kennen lernte, und seine Stimmungen mit den Luchsaugen des Hausspions beobachtete, konnte er bemerken, daß dieser harte, mechanische Mann Anfällen von Schwermuth, selbst von Düsterheit, unterworfen war, und obgleich sie nicht lange anhielten, lag doch selbst in seiner gewöhnlichen Kälte ein Beweis von etwas gedrücktem, verborgenem Schmerzlichen, das tief in sein Gedächtniß eingeprägt zu sein schien. Dies würde die Theilnahme eines dankbaren Herzens erregt haben; aber Randal beobachtete es nur als die Lösung zu irgend einem Geheimnisse, welches zu erfahren ihm Nutzen bringen könne; denn Randal Leslie haßte Egerton, und um so mehr, weil trotz allem seinem Bücherwissen, und seiner Eitelkeit auf seine eigenen Talente, er seinen Gönner nicht verachten konnte, weil es ihm noch nicht gelungen war, ihn zu seinem Werkzeuge oder zur Leiter zu seinem Glücke zu machen, die er dann zurückstoßen könne; — denn er glaubte, Egerton's scharfer Blick durchschaue sein ränkevolles Herz, selbst während der Minister, trotz seiner tiefen Verachtung, dem Schützling behilflich sei. Doch dieser Argwohn war unbegründet. Egerton hatte Leslie's verderbten und verrätherischen

Charakter nicht erkannt. Er mochte andere Gründe haben, um ihn in einer gewissen Entfernung zu halten; aber er erforschte zu wenig die Gesinnungen Randal's gegen sich, um an der Anhänglichkeit eines jungen Mannes, der ihm so viel verdankte, oder an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln. Was aber, mehr wie alles Andere, Randal gegen Egerton erbitterte, war die absichtliche und entschiedene Offenheit, womit der Letztere mehr wie einmal die gehässige Ankündigung wiederholt hatte, Randal habe nichts zu erwarten von des Ministers Testamente; nichts von jenem Reichthume, der in den gierigen Augen des armen Erben der Leslie's von Rood erglänzte. Wem konnte denn Egerton beabsichtigen, sein Vermögen zu hinterlassen? Wem anders, wie Frank Hazeldean. Doch Audley beachtete seinen Neffen so wenig, er benahm sich so gleichgiltig gegen ihn, daß diese Unterstellung, so natürlich sie auch sein mochte, dem Zweifel ausgesetzt zu sein schien. Die Schlauheit Randal's ward in Verwirrung gesetzt. Je weniger er von dem Vermögen Egerton's zu erwarten hatte, um so mehr sann er nach über die Möglichkeit, Frank aus der Erbschaft von Hazeldean zu verdrängen, und ihn wenigstens eines Theils derselben, wenn auch nicht des Ganzen, zu berauben.

Jedem, der weniger hinterlistig und gewissenlos gewesen wäre, wie Randal Leslie es mit jedem Tage mehr und mehr wurde, möchte ein solches Unterfangen als eine thörichte Täuschung erschienen sein; aber es lag etwas Schreckliches in der Art, wie dieser junge Mann das Wissen zur Macht zu benutzen suchte, und das Studium der Schwächen Anderer für seine Zwecke zu verwenden wußte. Er schmeichelte sich in Frank's Vertrauen ein, er erfuhr

von ihm alle Eigenthümlichkeiten der Denkart und des Charakters des Squire, und erwog sorgfältig jedes Wort in den Briefen des Vaters, welche der Sohn allmälig sich angewöhnte, den arglistigen Blicken seines Freundes zu zeigen. Randal bemerkte, daß der Squire zwei Eigenschaften habe, die man bei Gutsbesitzern häufig findet, und die als Hilfsgenossen zur Bekämpfung seiner warmen, väterlichen Liebe dienen konnten. Erstens liebte der Squire sein Besitzthum, als sei es ein lebendes Wesen und ein Theil von seinem eigenen Fleisch und Blut, und in seinen Ermahnungen an Frank über die Sünde der Verschwendungssucht ließ der Squire immer diese Vorliebe durchblicken. — „Was sollte aus dem Gut werden, wenn es in die Hände eines Verschwenders geriethe? — Mit Hazeldean dürfe Niemand sein Spiel treiben, davor möge Frank sich hüten ꝛc.” Zweitens, — der Squire liebte nicht allein seine Ländereien, er war auch eifersüchtig auf sie — mit jener Eifersucht, welche bisweilen selbst die zärtlichsten Väter gegen ihre natürlichen Erben hegen. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Frank auf seinen Tod rechnen möge, und er schloß selten einen Ermahnungsbrief, ohne die Andeutung zu wiederholen, daß Hazeldean kein Fideicommiß sei; daß er für den Fall des Lebens und des Todes darüber bestimmen könne, wie er wolle. Drohungen dieser Art verletzten und erbitterten Frank mehr, als daß sie ihn eingeschüchtert hätten; denn der junge Mann war von edlem und offenem Charakter, und daher immer mehr geneigt zu Unvorsichtigkeiten, wenn Eigennutz und Selbstsucht bei ihm vorausgesetzt wurde, als wolle er zeigen, daß solche Rücksichten am wenigsten auf ihn einwirken könnten.

Mittelst derartiger Blicke in den Charakter des Vaters und

des Sohnes glaubte Randal einen Schimmer von Tageslicht für seine eigenen Absichten auf die Ländereien von Hazeldean zu entdecken. Vorläufig schien es ihm offenbar zu sein, daß, wie es sich auch gestalten möge, sein eigenes Wohl nicht beeinträchtigt, vielmehr gefördert werden könne durch Alles, was dazu beitrage, den Squire seinem natürlichen Erben zu entfremden. Demgemäß regte er Frank — aber mit vollendetem Tacte — zu den Handlungen an, die am meisten darauf berechnet waren, den Squire zu entrüsten, indem er sich zugleich fortwährend den Anschein gab, als rathe er zum Gegentheile, und sich nie an einer der Thorheiten betheiligte, zu denen er seinen unbedachtsamen Freund veranlaßte. Er bediente sich hiebei meist Anderer, indem er Frank mit solchen bekannt machte, die am gefährlichsten für die Jugend waren: entweder wegen des Witzes, der die Vorsicht verlacht, oder in Folge der vorübergehenden Pracht, die sich eine Zeit lang so leicht zu behaupten weiß, indem sie Wechsel ausstellt, für die sich Freunde mit guten Aussichten verbürgen müssen.

Der Minister und sein Schützling saßen beim Frühstücke; der Erste las die Zeitung, der Letztere blickte in seine Briefe; denn Randal war jetzt zu solcher Stellung und Bedeutsamkeit gelangt, daß er viele Briefe erhielt, — ja sogar Dreiecke und phantastisch verzierte Billets. — Egerton stieß einen Ausruf aus, und legte die Zeitung hin. Randal blickte von seiner Correspondenz auf. Der Minister war in eine seiner zerstreuten Träumereien versunken.

Nach langem Stillschweigen sagte Randal, da er bemerkte, daß Egerton die Zeitung nicht wieder zur Hand nahm: „Hm! — Sir, ich erhielt ein Billet von

Frank Hazeldean, der mich zu sprechen wünscht; — sein Vater ist unerwartet angekommen.»

„Was führte ihn hierher?" fragte Egerton, noch immer zerstreut.

„Es scheint, daß dunkle Gerüchte von des armen Frank Verschwendungssucht zu ihm gelangt sind, und Frank scheut sich, oder schämt sich, ihm entgegenzutreten."

„Ah! — Verschwendungssucht ist ein großer Fehler für die Jugend! — Sie beraubt sie der Unabhängigkeit, macht sie für die Zukunft zu Sclaven, oder richtet sie zu Grunde. — Ein sehr großer Fehler! -- Und was bedarf die Jugend, daß sie verschwenderisch sein sollte? — Hat sie nicht Alles schon dadurch, daß sie vorhanden ist? — Die Jugend ist Jugend — was bedarf sie mehr?"

Egerton erhob sich, indem er dies sagte, ging an seinen Schreibtisch, und las ebenfalls seine Briefe. Randal nahm die Zeitung, und bemühte sich, aber vergebens, aufzufinden, was den Ausruf des Ministers und die darauf folgende Zerstreutheit veranlaßt habe.

Egerton wendete sich plötzlich in seinem Lehnstuhle um: „Wenn Sie die „Times" gelesen haben, so sein Sie so gut, und legen Sie sie hierhin."

Randal hatte dies eben gethan, als man ein Klopfen an der Hausthüre vernahm, und gleich darauf trat Lord l'Estrange mit etwas schnellerem Schritt, und mit heitrerer Miene, wie gewöhnlich, in das Zimmer ein.

Audley legte seine Hand, wie mechanisch, auf die Zeitung — auf jene Stelle, die den Geburtsanzeigen, Todesfällen und Heiratsverkündigungen gewidmet ist. Randal stand daneben, und beobachtete dies aufmerksam; dann verbeugte er sich vor l'Estrange und verließ das Zimmer.

„Audley," sagte l'Estrange, „ich hatte ein Abenteuer, seitdem ich Sie zuletzt sah — ein Abenteuer, das mir die Vergangenheit zurückrief, und Einfluß auf meine Zukunft haben kann."

„Wie so?"

„Zuvörderst begegnete ich einem Verwandten der — der — der Avenel's."

„Wirklich! — Wem? – Richard Avenel?"

„Richard — Richard — wer ist das? — Ah, ich erinnere mich: der wilde Knabe, der nach Amerika ging; aber damals war ich noch ein Kind."

„Dieser Richard Avenel ist jetzt ein reicher, angesehener Kaufmann, und in dieser Zeitung las ich so eben die Anzeige seiner Vermählung — mit einer ehrenwerthen Mistreß M'Catchley. — Gut; in England sollte Niemand mehr stolz sein auf seine Geburt."

„Sie sprachen nicht immer so," erwiederte Harley mit traurigem und vorwurfsvollem Tone.

„Ich sage auch jetzt nur so in Beziehung auf eine Mistreß M'Catchley, nicht in Beziehung auf den Erben der l'Estrange's. Aber nichts mehr von diesen — diesen Avenel's."

„Doch — noch mehr von Ihnen. — Ich sage Ihnen, ich bin einem ihrer Verwandten begegnet — einem Neffen von — von ...."

„Von Richard Avenel," unterbrach ihn Egerton, und dann fügte er in jener langsamen, bedächtigen Art hinzu, wie er öffentlich zu sprechen pflegte: „Richard Avenel, der Kaufmann! Ich sprach ihn einmal; es ist ein anmaßender, unausstehlicher Mann!"

„Der Neffe hat diese Fehler nicht. Er ist ein hoffnungs-

voller junger Mann; bescheiden, und doch stolz. — Und sein Gesicht — o Egerton; er hat ihre Augen.«

Egerton erwiederte nichts, und Harley fuhr fort:

»Ich beabsichtigte, ihn Ihrer Sorgfalt anzuvertrauen. Ich wußte, daß Sie sich seiner annehmen würden.«

»Ich will es. Bringen Sie ihn zu mir,« versetzte Egerton bereitwillig. »Ich will für ihn thun, was ich vermag, um Ihnen zu beweisen, wie gern ich Ihre Wünsche erfülle.«

Harley drückte herzlich die Hand seines Freundes.

»Ich danke Ihnen verbindlichst; der Audley aus meiner Knabenzeit spricht jetzt. Aber der junge Mann hat sich anders entschieden, und ich tadle ihn deshalb nicht. Es freut mich vielmehr, daß er eine Laufbahn wählte, in welcher er zwar Mühseligkeiten finden, aber doch der Abhängigkeit entgehen wird.«

»Und diese Laufbahn ist?«

»Die Literatur!«

»Die Literatur!« wiederholte der Staatsmann. »Bettelei! — Nein, nein, Harley; dies ist wieder Ihre thörichte Romantik.«

»Es wird keine Bettelei sein, und es ist nicht meine Romantik; es ist die des Jünglings. Lassen Sie ihn nur gewähren; ich werde mich seiner annehmen. Er ist von ihrem Blute, und ich sagte Ihnen schon, daß er ihre Augen hat.«

»Aber Sie reisen in's Ausland; lassen Sie mich wissen, wo er ist, und ich will über ihn wachen.«

»Und einen echten Ehrgeiz durch einen falschen in Versuchung führen? — Nein! — Sie sollen nichts von ihm erfahren, bis er sich selbst bekannt macht. Ich denke, das wird ihm gelingen.«

Audley sann einen Augenblick nach; dann sagte er: „Gut; Sie haben vielleicht Recht. Die Unabhängigkeit ist allerdings, wie Sie sagen, ein großer Segen, und mein Ehrgeiz hat mich nicht besser oder glücklicher gemacht.“

„Und doch verlangen Sie von mir, mein armer Audley, daß ich ehrgeizig sein soll?“

„Ich wünsche nur, daß Sie Trost finden mögen!“ erwiederte Egerton mit theilnehmendem Tone.

„Ich will mich bemühen, ihn zu finden, und mit Hilfe eines mildern Mittels, wie das Ihrige ist. — Ich sagte Ihnen, mein Abenteuer könne vielleicht Einfluß auf meine Zukunft haben; es machte mich nicht allein mit dem jungen Manne bekannt, dessen ich erwähnte, sondern auch mit dem reizendsten, gefühlvollsten Kinde — einem Mädchen.“

„Ist dieses Kind auch eine Avenel?“

„Nein; sie ist von besserer Herkunft — die Tochter des Capitäns Digby, für den ich Sie um eine Stelle bat. Er ist gestorben, und vor seinem Tode hatte er meinen Namen auf den Lippen. Er wünschte ohne Zweifel, daß ich der Vormund seiner Tochter sein möge. Ich will es, und ich habe doch jetzt endlich einen Zweck in meinem Leben.“

„Aber beabsichtigen Sie wirklich, dieses Mädchen mit sich in's Ausland zu nehmen?“

„Ja!“

„Und sie in Ihrem eigenen Hause wohnen zu lassen?“

„Etwa ein Jahr, so lange sie noch ein Kind ist; dann will ich sie irgendwo anders unterbringen.“

„Sie könnten sich in Sie verlieben. — Werden Sie Gegenliebe finden? — werden Sie nicht Dankbarkeit für Liebe halten? — Es ist ein sehr gefährliches Unternehmen.“

„So war auch das Wilhelm's des Normannen — und

dennoch wurde er Wilhelm der Eroberer. Sie forderten mich auf, der Vergangenheit mich zu entziehen, und Trost zu suchen; aber Sie möchten mich zum Fortschreiten unfähig machen — wie den Maulesel in des Slawkenbergius Erzählung, der bei jedem Schritte stolpern mußte — mit Ihren verwünschten Einwürfen. Nun, auf die Art können wir den ganzen Abend sprechen vom — Glück! — Hören Sie mich an!" fuhr Harley fort, indem er einem Ausbruche seines phantastischen Humors den Zügel schießen ließ. „Einer der Söhne des Propheten in Israel fällte Bäume am Flusse Jordan. Seine Axt fuhr aus dem Stiele, und versank auf dem Boden des Flusses. Er betete, um sie wieder zu erhalten (bemerken Sie, es war dies nur eine bescheidene Bitte), und da er einen starken Glauben hatte, so warf er nicht die Axt nach dem Stiele, sondern den Stiel nach der Axt. Es begaben sich gleich darauf zwei große Wunder. Die Axt sprang vom Boden des Wassers empor, und fügte sich wieder in ihren alten Bekannten, den Stiel. Wenn er nun gebetet hätte, er möchte in einem feurigen Wagen zum Himmel fahren, wie Elias; — reich sein, wie Hiob; — stark, wie Simson; — und schön, wie Absalon — glauben Sie, daß es ihm gewährt worden wäre? Ich zweifle wirklich sehr daran."

„Ich kann nicht begreifen, was Sie damit meinen. — Sie sprechen tollen Unsinn!"

„Das ist nicht meine Schuld. Legen Sie es Rabelais zur Last. Ich entnahm ihm die Geschichte, und sie findet sich in seiner Vorrede zu den Capiteln über die Mäßigung der Wünsche. Will ich nun meine gemäßigten Wünsche in Betreff der Axt aussprechen, so kann ich Ihnen versichern, daß ich vom Himmel nicht viel erflehe. Ich werfe nur den

Stiel nach der Axt, die in den stillen Strom versunken ist. Ich bedarf die andere Hälfte des Werkzeuges, das klaftertief begraben liegt, und wegen dessen Entbehrung die dichten Wälder an dem geheiligten Flusse mich mit Dunkelheit umgeben, so daß ich keinen Stern erblicken kann.»

»Mit deutlichen Worten,» sagte Audley Egerton, „Sie bedürfen . . . .” er hielt verwirrt inne.

„Ich bedarf eines Zweckes, und meines frühern Charakters, und der Natur, die Gott mir verliehen hat. Ich bedarf der Hälfte meines Geistes, die mir abhanden gekommen ist. Ich bedarf einer Liebe, die mir meine entschwundenen Neigungen ersetzen kann. Machen Sie mir keine Einwendungen; — ich werfe nur mit dem Stiele nach der Axt.”

Einundzwanzigstes Capitel.

Als Randal Leslie Audley verlassen hatte, begab er sich in Frank's Wohnung, und nachdem er mit dem jungen Gardeofficier etwa eine Stunde eingeschlossen gewesen war, ging er nach Limmer's Hôtel, und fragte nach Herrn Hazeldean. Er wurde in das Kaffeezimmer geführt, während der Aufwärter mit seiner Karte die Treppe hinaufstieg, um zu sehen, ob der Squire zu Hause sei und den Besuch annehmen wolle. Die „Times” lag auf einem der Tische; Randal nahm sie, und durchlas mit großer Aufmerksamkeit die Geburts= und Todesanzeigen, und die Heiratsverkündigungen. In dieser langen und verschiedenartigen Liste vermochte er aber keinen Namen zu finden, der Herrn Egerton's Theilnahme hätte erregen können.

„Das ist unangenehm,” murmelte er; „es gibt kein Wissen, das nützlicher für die Macht wäre, wie die Kenntniß der Geheimnisse der Menschen.”

Er wendete sich um, als der Aufwärter wieder eintrat, und ihm berichtete, es würde Herrn Hazeldean Vergnügen machen, ihn zu empfangen.

Randal trat in das Zimmer; der Squire gab ihm die Hand, sah aber nach der Thüre, als erwarte er noch Jemand, und sein ehrliches Gesicht nahm einen verdrießlichen Ausdruck an, als die Thüre wieder zugemacht worden war, und er sich überzeugt hatte, daß Randal ohne Begleitung gekommen sei.

„Nun," sagte er, „ich dachte, Ihr alter Schulgenosse Frank wäre mit Ihnen gekommen."

„Haben Sie ihn noch nicht gesehen, Sir?"

„Nein; ich kam heute Morgen in London an, und schickte nach seiner Caserne, aber der junge Herr schläft nicht dort — hat eine eigene Wohnung; er schrieb mir niemals etwas davon. Wir sind eine aufrichtige Familie, die Hazeldean's, und ich hasse es, wenn mich jemand im Dunkeln läßt, — noch dazu mein Sohn."

Randal erwiederte nichts, machte aber ein trauriges Gesicht. Der Squire, der seinen Verwandten zum ersten Male sah, hatte einen dunklen Begriff, daß es nicht höflich sei, einen Fremden — wenn er auch verwandt mit ihm war — von seinen Familienangelegenheiten zu unterhalten, und er fuhr daher gutmüthig fort:

„Es freut mich sehr, endlich Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, Herr Leslie. — Ich hoffe, Sie wissen, daß Sie gutes Hazeldean-Blut in Ihren Adern haben."

Randal, lächelnd: „Ich werde das so leicht nicht vergessen; es ist der Ruhm unseres Stammbaums."

Der Squire, herzlich: „Ich muß Ihnen noch einmal die Hand schütteln. Es fehlt Ihnen nicht an einem

Freunde, da mein vornehmer Stiefbruder sich Ihrer angenommen hat; sollten Sie aber je meiner Freundschaft bedürfen, so ist Hazeldean nicht sehr weit von Rood entfernt. Mit den Angelegenheiten Ihres Vaters will es durchaus nicht gehen; es thut mir leid, denn ich glaube, ich hätte ihm einige Andeutungen über die Verbesserung seines Eigenthumes mittheilen können. Wenn er nur diese häßlichen Stellen unangebauten Landes bepflanzen wollte, mit Lerchenbäumen und Fichten, die bald Vortheil bringen, — und einige niedrig gelegene Ländereien würden sich auch durch eine zweckmäßige Bewässerung leicht zu trefflichen Wiesen machen lassen.»

Randal: »Mein armer Vater lebt sehr zurückgezogen, und Sie können sich darüber nicht wundern. Gestürzte Bäume liegen still, und ebenso zurückgekommene Familien.»

Der Squire: „Zurückgekommene Familien können sich wieder aufrichten, aber gestürzte Bäume nicht."

Randal: „Ach Sir! es bedarf oft der Thatkraft von Generationen, um die Sorglosigkeit oder Verschwendungssucht eines einzigen Besitzers wieder gut zu machen."

Der Squire, mit düsterer Stimme: „Das ist sehr wahr. Frank ist sehr verschwenderisch, und behandelt mich dabei sehr kalt. — Er kommt noch nicht, und es ist schon bald drei Uhr. Uebrigens vermuthe ich, daß er Ihnen gesagt hat, wo ich bin, denn wir hätten Sie mich sonst auffinden können?"

Randal, zögernd: „Sir, er sagte es mir, und um ganz aufrichtig gegen Sie zu sein, es wundert mich nicht, daß er sich noch nicht hat sehen lassen."

Der Squire: „Wie so?»

Randal: „Wir sind sehr vertraut geworden."

Der Squire: „Das schreibt er mir, und es freut mich

sehr. Unser Parlamentsmitglied, Sir John, sagt mir, Sie seien ein sehr talentvoller Mann; und dabei sehr sparsam und ordnungsliebend. Frank schreibt mir, er wünsche sich Ihre Sparsamkeit, wenn er auch auf Ihre Talente nicht Anspruch machen könne. — Frank hat ein gutes Herz," fügte der Vater etwas besänftigt hinzu. „Aber Sir, Sie sagten, es wundere Sie nicht, daß er nicht gekommen sei, um seinen eigenen Vater zu bewillkommnen."

„Mein theurer Sir," erwiederte Randal, „Sie haben Frank geschrieben, Sie hätten von Sir John und Andern von seinen Schulden gehört, und Sie seien nicht zufrieden mit seinen Antworten auf Ihre Briefe."

„Nun?"

„Dann kommen Sie plötzlich nach London."

„Nun?"

„Frank schämt sich, vor Ihnen zu erscheinen. Er ist, wie Sie sagen, verschwenderisch gewesen, und hat größere Ausgaben gemacht, wie seine Einnahmen gestatten. Da er weiß, welche Achtung ich vor Ihnen hege, und wie sehr ich ihm selbst zugethan bin, so bat er mich, Sie auf sein Geständniß vorzubereiten, damit Sie Ihm verzeihen möchten. Ich weiß, daß ich mir eine große Freiheit nehme. Ich habe nicht das Recht, zwischen Vater und Sohn zu vermitteln; aber glauben Sie mir, daß es in der besten Absicht geschieht."

„Freilich!" versetzte der Squire, der sehr langsam seine Fassung wieder gewann und offenbar schmerzlich erregt war; „ich wußte schon, daß Frank mehr ausgegeben hat, wie er sollte; aber ich glaube, er hätte sich keines Dritten bedienen sollen, um mich nachsichtig zu machen. Entschuldigen Sie — ich will Sie damit nicht verletzen. Wenn er

aber einer dritten Person bedurfte, konnte er sich dann nicht an seine eigene Mutter wenden? — Was zum Teufel!" (er geräth in Harnisch) „bin ich ein Tyrann — ein Pascha — daß mein eigener Sohn sich fürchtet, mit mir zu sprechen? Warte! du sollst mir dafür büßen."

„Entschuldigen Sie, Sir!" erwiederte Randal, der sich jetzt das Ansehen von Ueberlegenheit gab, welches höhere Geisteskräfte so leicht durchführen und entschuldigen. „Ich rathe Ihnen dringend, keinen Zorn über Frank's Vertrauen zu mir auszusprechen. Jetzt habe ich Einfluß auf ihn. Was Sie auch von seiner Verschwendungssucht denken mögen, ich habe ihn von mancher thörichten Handlung abgehalten. Ein junger Mann wird einem Altersgenossen leichter Gehör schenken, wie selbst den freundlichsten Ermahnungen älterer Personen. Ich spreche sowohl in Ihrem Interesse, Sir, wie in dem Frank's. Lassen Sie mich diesen Einfluß über ihn behaupten, und machen Sie ihm keine Vorwürfe wegen des Vertrauens, das er mir zuwendet; ja, lassen Sie ihn vielmehr glauben, daß ich den Unwillen, den Sie sonst gegen ihn gefühlt haben möchten, besänftigt habe."

Es lag so viel gesunde Vernunft in dem, was Randal sagte, und die Absicht schien zugleich so uneigennützig zu sein, daß die Menschenkenntniß des Squire getäuscht wurde.

„Sie sind ein trefflicher junger Mann," sagte er, „und ich bin Ihnen sehr verpflichtet. Ich glaube auch, daß sich alte Köpfe nicht gut auf junge Schüler setzen lassen, und ich verspreche Ihnen, Frank kein hartes Wort zu sagen. — Der arme Junge wird sehr betrübt sein, und ich sehne mich darnach, ihm die Hand zu schütteln. Sagen Sie ihm, er möge unbesorgt sein."

„Ah, Sir!“ entgegnete Randal mit erheuchelter Rührung, „Ihr Sohn hat wohl alle Ursache, Sie zu lieben, und es wird einem so freundlichen Gemüthe, wie das Ihrige ist, schwer sein, die gebührende Festigkeit gegen ihn zu behaupten.“

„O, ich kann fest genug sein!“ versetzte der Squire, „besonders wenn ich ihn nicht sehe, den hübschen Burschen. — Er sieht seiner Mutter sehr ähnlich. — Finden Sie das nicht auch?“

„Ich habe seine Mutter noch nicht gesehen? Sir!“

„Wie? Sie haben meine Harry noch nicht gesehen? Sie müssen uns bald besuchen. Wir haben das Porträt Ihrer Großmutter als junges Mädchen, mit einem Schäferstabe in der einen Hand und einer Lilie in der andern. Ich denke, mein Halbbruder wird doch gestatten, daß Sie zu uns kommen?

„Gewiß, Sir! Wollen Sie ihn nicht besuchen, da Sie in London sind?“

„Nein! Er würde glauben, ich verlangte Etwas von der Regierung. Sagen Sie ihm, die Minister müßten sich etwas besser benehmen, wenn sie meine Stimme für ihr Parlamentsmitglied verlangten. — Doch ich sehe, Sie sind ungeduldig, und möchten Frank gern bald mittheilen, daß Alles vergessen und vergeben ist. Kommen Sie, und speisen Sie mit ihm hier um sechs Uhr, und lassen Sie ihm seine Rechnungen mitbringen. O, ich werde ihm keine Vorwürfe machen!“

„Was das betrifft,“ sagte Randal lächelnd, „so glaube ich — aber ich muß abermals um Entschuldigung bitten — daß Sie es doch nicht zu leicht nehmen sollten. So wie ich es für besser hielte, ihn wegen seiner sehr

natürlichen und lobenswerthen Scham, weil er vor Ihnen nicht erscheinen wollte, nicht zu tadeln, — glaube ich andererseits auch, daß Sie nichts thun sollten, was diese Scham vermindern könnte; sie wird ihn gewiß von Vielem abhalten. Wenn Sie es daher über sich gewinnen könnten, sich wegen seiner Verschwendungssucht zornig gegen ihn zu stellen, so möchte dies zweckmäßig sein."

„Sie sprechen wie ein Buch; und ich will es versuchen."

„Wenn Sie zum Beispiele drohten, Sie wollten ihn aus der Armee zu sich auf das Land nehmen, so möchte dies von guter Wirkung sein."

„Wie? — würde er es für eine so große Strafe halten, wenn er nach Hause käme, und bei seinen Eltern lebte?"

„Das will ich gerade nicht sagen; aber es gefällt ihm so in London. In seinem Alter, und da er ein so bedeutendes Vermögen zu erwarten hat, ist dies auch ganz natürlich."

„Vermögen?" versetzte der Squire mürrisch, „Vermögen? — Ich hoffe, daß er daran nicht denkt. Zum Henker! ich habe eben so gut ein Leben, wie er Vermögen! — Das Casino ist allerdings Fideicommiß, aber über alles Uebrige kann ich frei verfügen, Sir. — Ich könnte die Ländereien von Hazeldean meinem Hirten hinterlassen, wenn ich wollte."

„Mein theurer Sir, ich beabsichtigte keineswegs, anzudeuten, daß Frank den unnatürlichen und abscheulichen Gedanken an Ihren Tod hegen könne, und Alles, was rathsam sein möchte, ist, daß er sich sobald als möglich die Hörner abstoße, dann sich verheirate, und sich auf dem Lande niederlasse. Es wäre jammerschade, wenn seine städtischen Gewohnheiten und Neigungen ihm zur zweiten

Natur würden — dies möchte sehr traurig für das Gut Hazeldean sein. — Ich fühle mich zu demselben hingezogen," fügte Randal lachend hinzu, „da meine Großmutter von dort abstammt. Bemühen Sie sich daher nur, sich zornig zu stellen, und murren Sie ein wenig, wenn Sie die Rechnungen bezahlen."

„Ah, seien Sie unbesorgt!" erwiederte der Squire im festen Tone, und mit sehr verändertem Wesen. „Ich bin Ihnen sehr dankbar für diese Andeutungen, Sir." — Seine kräftige Hand zitterte etwas, als er sie Randal reichte.

Als Randal Limmer's Hôtel verlassen hatte, eilte er nach Frank's Wohnung in der St. James-Straße. „Mein theurer Freund," sagte er, als er eintrat, „es ist ein Glück, daß ich mich entschloß, Ihren Vater auf Alles vorzubereiten. Sie waren nicht ohne Grund besorgt, daß er heftig sein werde; aber es ist mir gelungen, ihn zu besänftigen. Sie dürfen hoffen, daß er Ihre Schulden bezahlen wird."

„Ich habe nie daran gezweifelt," erwiederte Frank erröthend; „ich fürchtete nur seinen Zorn. Aber ich fürchte wirklich seine Freundlichkeit und Güte noch mehr. Wie unbedachtsam bin ich gewesen! — Doch dies soll mir eine Lehre sein. Sind meine Schulden bezahlt, so will ich so sparsam werden, wie Sie."

„Sie haben Recht, Frank. Ich muß gestehen, ich fürchte fast, wenn Ihr Vater die ganze Summe erfährt, wird er vielleicht eine Drohung ausführen, die Ihnen sehr unangenehm sein möchte."

„Welche Drohung?"

„Ihre Stelle in der Garde zu verkaufen, und Sie von London zu entfernen."

„Den Teufel auch!“ sagte Frank mit Nachdruck. „Das hieße ja mich wie ein Kind behandeln!“

„Es würde Sie freilich sehr lächerlich bei Ihren Freunden machen, die nicht große Liebhaber des Landlebens sind. Auch gefallen Sie sich in London, und sind so beliebt hier.“

„Sprechen Sie nicht mehr davon!“ erwiederte Frank, der unruhig im Zimmer auf und ab ging.

„Vielleicht möchte es gut sein, wenn Sie nicht gleich alle Ihre Schulden angeben. Nennten Sie nur etwa die halbe Summe derselben, so würden Sie mit einer Ermahnung Ihres Vaters davonkommen, und ich zittere wirklich, wenn ich daran denke, was es für Folgen haben könnte, wenn Sie Alles eingeständen.“

„Aber wie soll ich die andere Hälfte bezahlen?“

„O, Sie müssen von Ihrer Zulage sparen; — sie ist bedeutend, und die Handelsleute sind keine ungestümen Mahner.“

„Nein; freilich nicht, — aber die verwünschten Wechsel.“

„Einem jungen Manne von Ihren Aussichten werden sie immer erneuert, — und wenn ich eine Stelle erhalte, so kann ich Ihnen aushelfen, mein theurer Frank!“

„Ach Randal! ich könnte mich nie entschließen, Ihre Freundschaft so in Anspruch zu nehmen!“ erwiederte Frank herzlich. „Es kommt mir aber doch unedel und als eine Art Lüge vor, wenn ich den wirklichen Zustand meiner Angelegenheiten verheimlichen wollte. Ich würde von keinem Andern diesen Rath angenommen haben, aber Sie sind ein so vernünftiger und ehrenwerther junger Mann....“

„Nach so schmeichelhaftem Lobe weiche ich vor der Verantwortlichkeit meines Rathes zurück. — Aber abgesehen von Ihrem eigenen Interesse, würde es mich freuen, Ihrem

Vater den Schmerz zu ersparen, den er fühlen möchte, wenn er die ganze Summe der Schulden, in welche Sie gerathen sind, plötzlich erführe. Wenn dies Ihnen zugleich die Nothwendigkeit auferlegte, zu sparen, das Spiel aufzugeben und sich nicht für Andere zu verbürgen, — so würde es gut sein. Es wäre auch wirklich hart für Herrn Hazeldean, wenn er allein der leidende Theil sein sollte, und es ist nicht mehr als billig, als daß Sie die Hälfte Ihrer Last selbst tragen.»

„Allerdings, Randal, das ist mir noch nicht eingefallen. Ich will Ihren Rath befolgen, und jetzt gleich zu Limmer's gehen. Mein theurer Vater! — Er sieht doch wohl aus?»

„O, sehr wohl! Es ist solch ein Unterschied gegen die bleichen Londoner. — Ich glaube aber, es wäre besser, wenn Sie erst zum Mittagessen zu ihm gingen. Er hat mich auch um sechs Uhr eingeladen. Ich will vorher zu Ihnen kommen, und wir können zusammen gehen. Das wird viel gêne und Zwang verhindern. Leben Sie wohl bis dahin! — Ha! beiläufig gesagt, ich glaube, wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich die Sache nicht so ernst und reuig nehmen. Sie wissen, selbst die besten Väter halten gern ihre Söhne unter dem Daumen, wie man zu sagen pflegt. Wenn Sie in Ihrem Alter Ihre Unabhängigkeit zu behaupten wünschen, und sich nicht auf dem Lande wollen begraben lassen, wie ein Schulknabe, den man wegen seiner Unarten bestraft, so möchte etwas Männlichkeit des Benehmens nicht am unrechten Orte sein. Sie können sich es ja überlegen.»

Das Mittagessen bei Limmer's hatte einen ganz andern Verlauf, als zu erwarten stand. Randal's Worte waren tief in das Gemüth des Squire gesunken, und hatten dort feste Wurzeln gefaßt. Dieser Eindruck verlieh seinem

Benehmen einige Kälte, welche dem herzlichen, edelmüthigen, zur Verzeihung geneigten Antriebe entgegentrat, womit er nach London gekommen war, und den selbst Randal durch sein Dazwischentreten nicht ganz verscheucht hatte. Andererseits erschien Frank — sowohl in dem Bewußtsein seiner Befangenheit, als auch in dem Bestreben, die Sache nicht zu ernst zu nehmen — dem Squire gefühllos und undankbar.

Nach dem Essen wurde der Squire schweigsam, und Frank verlegen. Beide fühlten sich befangen durch die Gegenwart eines Dritten, bis Randal — mit einer Gewandtheit, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre — selbst das Eis brach, und es so einzuleiten wußte, daß er den von ihm selbst auferlegten Zwang beseitigte, und endlich Jeder von Beiden herzlich froh war, daß durch seinen Tact und seine Geschicklichkeit die Angelegenheit kurz und bestimmt erledigt wurde.

Frank's Schulden waren eigentlich nicht so bedeutend, und als er die Hälfte derselben — mit verschämt niedergeschlagenem Blicke — nannte, stand der angenehm überraschte Squire schon im Begriffe, sich mit einer Nachsicht auszusprechen, die ihm das treffliche Herz seines Sohnes ganz eröffnet haben würde, doch ein warnender Blick Randal's hielt ihn zurück, und der Squire hielt es für angemessen, wie er versprochen hatte, einen Zorn zu erheucheln, den er nicht fühlte, und die unglückliche Drohung fallen zu lassen: für Einmal wolle er es übersehen, daß Frank seine Einnahmen überschritten habe; wenn er aber in Zukunft nicht vernünftiger sei, und sich durch Londoner Stutzer und Gauner verführen lasse, so müsse er seine Stelle in der Garde aufgeben, nach Hause kommen, und sich der Landwirthschaft widmen.

Frank erwiederte unvorsichtig: „O Vater! ich habe nicht Lust zur Landwirthschaft; und in meinem Alter wird auch — besonders da ich London kennen gelernt habe — das Landleben schrecklich langweilig für mich sein.“

„Aha!“ versetzte der Squire sehr grimmig (und er steckte einige Extra-Banknoten, die er den bereits aufgezählten hinzuzufügen in Versuchung gewesen war, wieder in sein Taschenbuch). „Das Landleben ist schrecklich langweilig, nicht wahr? — Man vergeudet dort das Geld nicht auf Thorheiten und Laster, sondern man verwendet es, um ehrliche Arbeiter zu beschäftigen, und den Reichthum der Nation zu vermehren. Es sagt dir nicht zu, Geld auf solche Art auszugeben; es ist dir zuwider, daß du je mit solchen Pflichten belästigt werden könntest.“

„Mein theurer Vater!“

„Schweig, du Puppe! — O, ich kann mir es schon denken; wenn du Hazeldean hättest, würdest du die Eichen niederhauen lassen, und Capitalien aufnehmen, — das Gut vielleicht sogar verkaufen, — Alles auf einen Wurf im Spiele setzen! — Aha! — sehr gut; — das Landleben ist schrecklich langweilig; nicht wahr? — Ei, so bleibe doch in London!“

„Mein theurer Herr Hazeldean,“ sagte Randal schmeichelnd, und als wünsche er in einen Scherz zu verwandeln, was Ernst zu werden drohte, „Sie müssen einen übereilten Ausdruck nicht so wörtlich nehmen. Sie möchten Frank fast so schlimm machen, wie den Lord A**, welcher seinem Verwalter schrieb, er möge noch mehr Holz hauen lassen, und als dieser erwiederte: „auf dem ganzen Gute sind nur noch drei Wegweiser,“ zurückschrieb: „die sind jedenfalls ausgewachsen — nieder mit ihnen!“ Sie kennen ja wohl

den Lord A**, Sir? er ist so witzig, und — Frank's vertrauter Freund."

„Dein vertrauter Freund, Frank? — Das sind mir schöne Freunde!" und der Squire knöpfte die Tasche mit entschiedener Miene zu, in die er sein Taschenbuch mit den Banknoten zurückgesteckt hatte.

„Aber ich bin auch sein Freund," bemerkte Randal, „und ich lasse es an Ermahnungen nicht fehlen, das kann ich Ihnen versichern." Dann begann er — als wolle er aus Zartgefühl den Gegenstand des Gespräches verändern — Fragen über landwirthschaftliche Angelegenheiten zu stellen. Er sprach mit Eifer und mit Wahl, aber zugleich mit jener Bescheidenheit, die einer großen praktischen Autorität sich unterwirft. Randal hatte einige Stunden dieses Tages damit zugebracht, aus landwirthschaftlichen Zeitschriften und parlamentarischen Berichten sich Kenntnisse in dieser Beziehung zu sammeln, und es war ihm — wie es mit allen geübten Lesern der Fall sein wird — gelungen, in einigen Stunden mehr zu lernen, wie Mancher, der an wissenschaftliche Beschäftigung nicht gewöhnt ist, aus Büchern in einem Jahre lernen könnte. Der Squire war erstaunt und erfreut über die Kenntnisse des jungen Mannes, und über den Eifer, den er solchen Gegenständen zuwendete.

„Ich überzeuge mich," sagte er mit einem zornigen Blick auf den armen Frank, „daß Sie gutes Hazeldean-Blut in Ihren Adern haben, und auch die Bohnen von den Rüben zu unterscheiden wissen."

Randal erwiederte unbefangen: „Ich bilde mich für das Staatsleben aus, Sir, und was ist ein Staatsmann werth, wenn er nicht die Landwirthschaft seines Vaterlandes zu beurtheilen weiß?"

„Ja wohl; — was ist er dann werth? — Stellen Sie diese Frage meinem Halbbruder, nebst meinem Compliment. Welchen Unsinn hat er gestern Abend über die Malztaxe gesprochen!“

„Herr Egerton hat an so viel andere Dinge zu denken, daß wir seine Unkunde über einen einzelnen Gegenstand — wie wichtig er auch sein möge — entschuldigen müssen. Bei seinen Geistesfähigkeiten muß er sich früher oder später diese Kenntnisse auch erwerben, denn er strebt nach Macht, und — das Wissen ist Macht!“

„Sehr wahr; — ein sehr schöner Spruch!“ sagte der arme Squire arglos, während Randal's Blick auf Herrn Hazeldean's offenem Gesichte verweilte, und dann auf Frank hinüberglitt, der traurig und verlegen aussah.

„Ja,“ wiederholte Randal, „das Wissen ist Macht!“ und er nickte weise mit dem Kopfe, indem er seinem Wirthe die Flasche hinschob.

Als der Squire, der am nächsten Morgen nach Hazeldean zurückzukehren beabsichtigte, von Frank Abschied nahm, erwärmte sich jedoch sein Herz gegen seinen Sohn, und noch mehr, weil dieser so niedergeschlagen aussah. Es lag nicht in Randal's Plan, die Entfremdung zwischen beiden gleich anfangs und in seiner Gegenwart zu stark werden zu lassen.

„Sprechen Sie jetzt freundlich mit dem armen Frank, Sir,“ flisterte er, als er die feuchten Augen des Squire bemerkte, der nach dem Fenster zuging.

Der Squire folgte gern seinem eigenen Antriebe, reichte seinem Sohne die Hand und sagte: „Mein theurer Frank, sei nicht so traurig, — es war ja nur eine Kleinigkeit. Denke nicht mehr daran!“

Frank nahm die Hand, und umschlang plötzlich die breite Schulter seines Vaters.

„O Vater, du bist zu gut — zu gut!“ Seine Stimme zitterte so, daß Randal unruhig wurde, zu ihm trat, und ihn bedeutsam anstieß.

Der Squire drückte seinen Sohn an sein Herz — ein so großes Herz, daß es den ganzen Raum seiner Brust hätte ausfüllen können.

„Mein theurer Frank,“ sagte er, halb stotternd, „es ist nicht des Geldes wegen; — aber siehst du — deine arme Mutter grämt sich so darüber. — Du mußt in Zukunft behutsamer sein; — übrigens wird ja doch dereinst Alles dein Eigenthum — du mußt nur nicht darauf rechnen — das könnte ich nicht ertragen — nein; gewiß nicht!“

„Darauf rechnen?“ erwiederte Frank. „O Vater, kannst du das von mir glauben?“

„Es freut mich sehr, daß ich einigen Antheil an Ihrer vollkommenen Aussöhnung mit Herrn Hazeldean hatte,“ sagte Randal, als er mit Frank aus dem Hôtel ging; „ich bemerkte, daß Sie entmuthigt waren, und ich bat ihn, freundlich mit Ihnen zu sprechen.“

„Wirklich? — Ah! es thut mir leid, daß Sie ihn darum bitten mußten.“

„Ich kenne seinen Charakter schon so gut,“ erwiederte Randal, „daß ich mir schmeichle, das Verhältniß zwischen Ihnen immer so zu erhalten, wie es sein sollte. Was für ein vortrefflicher Mann ist er!“

„Der beste Mann von der Welt,“ sagte Frank in herzlichem Tone, und dann fügte er mit zitternder Stimme hinzu: „Dennoch habe ich ihn getäuscht. Ich hätte Lust, wieder zu ihm zurückzukehren.“

„Und ihm zu sagen, er möge Ihnen zweimal so viel Geld geben, wie Sie verlangt hatten? Er würde glauben, Sie hätten sich nur so gerührt gezeigt, um Ihre Zwecke zu erreichen. Nein, nein, Frank — sparen Sie; — legen Sie zurück; — richten Sie sich ökonomisch ein; — und dann theilen Sie ihm mit, daß Sie Ihre Schulden zur Hälfte selbst bezahlt haben. Darin liegt etwas Erhabenes."

„Ja; ich sehe es auch ein. Ihr Herz ist so gut, wie Ihr Kopf. — Gute Nacht!"

„Gehen Sie so früh nach Hause? — Haben Sie keine Einladung?"

„Keine, der ich jetzt Folge leisten möchte."

„Gute Nacht!"

Sie trennten sich, und Randal ging in einen Modeclub. Er trat an einen Tisch, an welchem drei bis vier junge Männer (jüngere Söhne, die im glänzendsten Style lebten, aber der Himmel mochte wissen, auf welche Art) noch bei ihrem Weine saßen.

Leslie hatte wenig Gemeinsames mit diesen Herren, aber er zwang seine Natur, sich ihnen angenehm zu machen, und zwar in Folge eines sehr trefflichen Rathes, den Audley Egerton ihm gegeben hatte.

„Suchen Sie sich bei den Stutzern immer beliebt zu erhalten," sagte der Staatsmann. „Mancher verfehlt sein Leben, weil die albernen Burschen, die durch ein freundliches Wort seine Anhänger geworden wären, ihn lächerlich machen. — Was Sie auch werden mögen, vermeiden Sie den Fehler so vieler Buchmenschen; — mit Einem Worte, vermeiden Sie es, daß man Sie lächerlich machen kann."

„Ich habe eben Hazeldean verlassen," sagte Randal; „was für ein trefflicher junger Mann ist er!"

„Ausgezeichnet!" bemerkte der ehrenwerthe George Borrowwell. „Wo ist er?"

„Er ist in seine Wohnung gegangen. Er hatte einen kleinen Auftritt mit seinem Vater, einem echten, rauhen Landedelmann. Sie werden sich um ihn verdient machen, wenn Sie zu ihm gehen und ihm Gesellschaft leisten, oder ihn mit an einen Ort nehmen wollten, wo es etwas lebhafter ist, wie in seiner Wohnung."

„Wie? der alte Herr hat ihm Vorwürfe gemacht? — Das ist ja eine Schande! — Frank ist nicht verschwenderisch; — er wird dereinst sehr reich — nicht wahr?"

„Er erbt ein sehr bedeutendes Vermögen," erwiederte Randal, „und alle Ländereien sind schuldenfrei. — Er ist der einzige Sohn," fügte er hinzu, und entfernte sich dann.

Unter diesen jungen Herren entstand ein freundliches und sehr wohlwollendes Geflister. Gleich darauf erhoben sie sich, und gingen zusammen nach Frank's Wohnung.

„Der Keil ist schon im Baume," murmelte Randal vor sich hin, „und zwischen der Rinde und dem Holze ist schon eine Oeffnung entstanden."

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Harley l'Estrange sitzt neben Helenen an dem Fenster in dem Landhause bei Norwood. Die Blüthe der wiederkehrenden Gesundheit zeigt sich auf den Wangen des jungen Mädchens, und sie hört lächelnd zu, denn Harley spricht lobend von Leonhard, und mit Hoffnung von Leonhard's Zukunft. »Und so," fuhr er fort, „ist er denn sicher vor seinen frühern Prüfungen, — glücklich in seiner Beschäftigung — und verfolgt die Laufbahn, die

er sich selbst gewählt hat. Wir können unbesorgt sein, mein theures Kind, wenn wir ihn verlassen."

„Ihn verlassen?" wiederholte Helene, und die Rosen auf ihren Wangen erbleichten.

Harley war nicht unzufrieden über die Darlegung ihres Gefühls; — er würde geglaubt haben, er habe sich in ihrem Herzen getäuscht, wenn es sich weniger empfänglich für Zuneigung gezeigt hätte.

„Es ist hart für Sie, Helene," sagte er, „sich von Jemand zu trennen, der wie ein Bruder für Sie gewesen ist. Hassen Sie mich deshalb nicht. — Ich betrachte mich jetzt als Ihren Vormund, und Ihre Heimat wird die meinige sein. Wir verlassen dieses Land der Nebel und der Wolken, und ziehen dem Sommer entgegen. — Das scheint Ihnen nicht zu gefallen, mein Kind — Sie weinen — Sie trauern um Ihren Freund; aber vergessen Sie auch nicht den Freund Ihres Vaters. Ich bin allein, Helene, und oft ergreift mich die Schwermuth; wollen Sie mich nicht trösten? — Sie drücken meine Hand, aber Sie müssen auch lernen, mir zuzulächeln. Sie sind geboren, um eine Trösterin zu sein. Der Trost ist nicht selbstsüchtig, sondern immer freundlich und heiter."

Die Stimme Harley's war so sanft, und seine Worte drangen so tief ein in das Herz des jungen Mädchens, daß sie aufblickte und ihm zulächelte, als er ihre reine Stirne küßte. Dann dachte sie aber wieder an Leonhard, und fühlte sich so einsam und verlassen, daß abermals ihre Thränen hervorbrachen. Bevor diese getrocknet waren, trat Leonhard selbst ein, und in Folge eines unwiderstehlichen Antriebes sprang sie ihm entgegen, lehnte ihren Kopf an seine Schulter, und schluchzte: „Ich verlasse dich, Bruder; — sei nicht traurig; — denke nicht zu viel an mich!"

Harley war sehr gerührt; er legte seine Arme übereinander, und beobachtete die Beiden schweigend. Auch seine Augen wurden feucht. »Dieses Herz,« dachte er, »wird werth sein, daß ich es für mich gewinne.«

Er zog Leonhard bei Seite, und flisterte ihm zu: »Beruhigen Sie sie, und sprechen Sie ihr Muth zu. — Ich lasse Sie mit ihr zusammen; — kommen Sie später zu mir in den Garten.«

Es währte fast eine Stunde, bis Leonhard zu Harley kam.

»Weinte Sie nicht, als Sie sie verließen?« fragte l'Estrange.

»Nein; — sie hat mehr Kraft, als wir vermuthen mögen, und der Himmel weiß, wie dadurch die meinige aufrecht erhalten worden ist. — Ich habe versprochen, ihr oft zu schreiben.«

Harley ging einige Zeit auf dem Rasenplatze umher, dann kehrte er zu Leonhard zurück, und sagte: »Halten Sie Ihr Versprechen, und schreiben Sie oft im ersten Jahre; dann aber bitte ich Sie, den Briefwechsel allmälig aufzugeben.«

»Aufgeben? — Ach Mylord!«

»Sehen Sie, mein junger Freund, ich wünsche, dieses schöne Gemüth gänzlich der Sorgen der Vergangenheit zu entziehen. Ich wünsche, daß Helene — nicht plötzlich, aber allmälig — in ein neues Leben eintrete. Ihr liebt einander jetzt wie zwei Kinder — wie Bruder und Schwester. — Aber würde diese Liebe, wenn sie ermuthigt wird, später dieselbe bleiben? und ist es nicht besser für euch Beide, daß die Jugend sich mit den ihr natürlichen Neigungen frei und ungefesselt der Welt hingeben kann.«

„Sie haben Recht; und sie steht so sehr über mir....“ sagte Leonhard traurig.

„Niemand steht über dem, welchem Ihr Streben gelingt, Leonhard. Glauben Sie mir, das ist es nicht.“

Leonhard schüttelte mit dem Kopfe.

„Vielleicht,“ bemerkte Harley mit einem Lächeln, „fühle ich, daß Sie über mir stehen. Welcher Vortheil ist so groß, wie der, den die Jugend darbietet? Vielleicht werde ich noch eifersüchtig auf Sie. Es ist zu wünschen, daß Sie mir zugethan werden, da ich künftig ihr Vormund und Beschützer bin. Aber wie kann sie sich mir zuneigen, wie sie sollte, wenn ihr Herz von Ihnen erfüllt ist?“

Der Jüngling beugte sein Haupt, und Harley beeilte sich, den Gegenstand des Gespräches zu verändern, und von Wissenschaften, und von Ruhm zu sprechen. Seine Worte waren beredsam, und seine Stimme war erregend; denn in seiner Knabenzeit fühlte er sich begeistert für den Ruhm, und in Leonhard's Jugend schien seine eigene wieder aufzuleben. Doch des Dichters Herz gab kein Echo zurück — es schien plötzlich leer und einsam geworden zu sein. Als Leonhard im Mondschein zurückwanderte, murmelte er vor sich hin: „Seltsam, sie ist nur ein Kind — dies kann nicht Liebe sein! — Doch was anders als Liebe habe ich von ihr noch zu erwarten?“

Er verweilte auf der Brücke, wo er oft mit Helenen gestanden, und wo er den Beschützer gefunden hatte, dem sie eine Heimat verdankte, und er eine Laufbahn. Das Leben schien ihm sehr lang zu sein, und der Ruhm nur ein trauriges Schattenbild. Aber nur Muth, Leonhard! diese Sorgen des Herzens lehren dich mehr, wie alle Vorschriften der Gelehrten und Kritiker.

Am nächsten Tage hatte Helene mit ihrem phantastischen und träumerischen Freunde die Küsten Englands verlassen. Jahre werden vergehen, bevor unsere Geschichte hier wieder anknüpft. Wir haben das Leben in allen den Formen gesehen, in denen es sich zeigte. Der Squire widmet sich der Landwirthschaft und der Jagd; — der Pfarrer predigt, ermahnt und tröstet; — Riccabocca liest seinen Machiavelli, und seufzt und lächelt, indem er über Menschen und Staaten seine Betrachtungen anstellt; — Violante's dunkle Augen werden inniger und geistreicher, und ihre Schönheit nährt sich mit den Gedanken einsamer Träume; — Herr Richard Avenel hat ein Haus in London, und die ehrenwerthe Mistreß Avenel hat ihre Opernloge, und lebhaft und eifrig ist ihr Drang, der Mode zu leben, und leidenschaftlich bestrebt sich der neue Mann, der die Aristokratie verachtet, ein Aristokrat zu werden. — Audley Egerton wandert von seinem Bureau in das Parlament, und arbeitet emsig, und hält Reden, und hilft das Reich regieren, in welchem die Sonne nie untergeht. Die arme Sonne! — wie ermüdet muß sie sein — aber nicht mehr ermüdet, wie die Regierung! — Randal Leslie hat eine treffliche Stellung in dem Bureau eines Ministers, und sieht der Zeit entgegen, in welcher er sie aufgeben wird, um in das Parlament einzutreten, und auf diesem weiten Kampfplatze das Wissen in Macht zu verwandeln. Mit Audley Egerton steht er noch immer in demselben Verhältnisse, aber mit dem Squire ist er vertrauter geworden. Er war zweimal in Hazeldean zum Besuche, und lernte das Haus, die Karte der Ländereien genau kennen, auch wäre er beinahe zum zweiten Male in den Graben gefallen. Der Squire glaubt, Randal Leslie allein könne Frank vor Unheil bewahren, und hat rauhe Worte mit seiner

Harry über Frank's fortwährende Verschwendungssucht gesprochen. — Frank fährt fort, das Vergnügen zu verfolgen, und ist sehr unglücklich, und schrecklich in Schulden. — Madame di Negra ist von London nach Paris gereist; hat dann die Schweiz besucht; ist nach London zurückgekehrt, und sehr vertraut mit Randal Leslie geworden. Dieser hat Frank bei ihr eingeführt, und Frank hält sie für die liebenswürdigste Frau, die aber durch böse Zungen schändlich verleumdet werde. — Der Bruder der Madame di Negra wird endlich in England erwartet, und sein Ruf der Schönheit und des Reichthums erregt allgemeine Neugierde, ihn persönlich kennen zu lernen. — Und Leonhard? und Harley? und Helene? Geduld — sie werden alle wieder erscheinen.

Ende des vierten Bandes.



Harry über Frank's fortwährende Verschwendungssucht gesprochen. — Frank fährt fort, das Vergnügen zu verfolgen, und ist sehr unglücklich, und schrecklich in Schulden. — Madame di Negra ist von London nach Paris gereist; hat dann die Schweiz besucht; ist nach London zurückgekehrt, und sehr vertraut mit Randal Leslie geworden. Dieser hat Frank bei ihr eingeführt, und Frank hält sie für die liebenswürdigste Frau, die aber durch böse Zungen schändlich verleumdet werde. — Der Bruder der Madame di Negra wird endlich in England erwartet, und sein Ruf der Schönheit und des Reichthums erregt allgemeine Neugierde, ihn persönlich kennen zu lernen. — Und Leonhard? und Harley? und Helene? Geduld — sie werden alle wieder erscheinen.

Ende des vierten Bandes.